Ministerium für Kinder, Familie,
Flüchtlinge und Integration
des Landes Nordrhein-Westfalen





Claudia Krell, Folke Brodersen

Coming-out in NRW

Coming-out-Verläufe und Diskriminierungserfahrungen von lesbischen, schwulen, bisexuellen, trans* und queeren Jugendlichen und jungen Erwachsenen

Forschung zu Kindern, Jugendlichen und Familien an der Schnittstelle von Wissenschaft, Politik und Fachpraxis

Das Deutsche Jugendinstitut e.V. (DJI) ist eines der größten sozialwissenschaftlichen Forschungsinstitute Europas. Seit über 50 Jahren erforscht es die Lebenslagen von Kindern, Jugendlichen und Familien, berät Bund, Länder und Gemeinden und liefert wichtige Impulse für die Fachpraxis.

Träger des 1963 gegründeten Instituts ist ein gemeinnütziger Verein mit Mitgliedern aus Politik, Wissenschaft, Verbänden und Einrichtungen der Kinder-, Jugend- und Familienhilfe. Die Finanzierung erfolgt überwiegend aus Mitteln des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend und den Bundesländern. Weitere Zuwendungen erhält das DJI im Rahmen von Projektförderungen vom Bundesministerium für Bildung und Forschung, der Europäischen Kommission, Stiftungen und anderen Institutionen der Wissenschaftsförderung.

Aktuell arbeiten und forschen knapp 400 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter (davon rund 250 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler) an den beiden Standorten München und Halle (Saale).

Impressum

Deutsches Jugendinstitut
Nockherstraße 2
81541 München

Grafik Brandungen GmbH, Leipzig
Druck KS Druck und Medien, Ebersberg
Datum der Veröffentlichung Dezember 2020
ISBN: 978-3-86379-312-8

Deutsches Jugendinstitut Außenstelle Halle
Franckeplatz 1
Haus 12/13 06110 Halle

Ansprechpartnerin:
Dr. Claudia Krell
Telefon +49 89 62306-310
E-Mail **krell@dji.de**

Inhalt

Jugendpolitisches Vorwort des Ministers Dr. Joachim Stamp



Sehr geehrte Leser*innen,

lesbische, schwule, bisexuelle, trans*, inter* und genderqueere Jugendliche sind selbstverständlicher Teil der Gesellschaft in Nordrhein-Westfalen. Sie sind in erster Linie junge Menschen mit alterstypischen Lebensstilen, Wünschen und Zielen. Dazu gehört die Entwicklung ihrer Persönlichkeit und Kompetenzen, die Bewältigung von Anforderungen in Schule, Ausbildung und Studium, die Pflege von Freundschaften, Partnerschaften und die gesellschaftliche Selbstpositionierung. LSBTIQ*Jugendliche wollen selbstbestimmt und diskriminierungsfrei in Nordrhein-Westfalen aufwachsen. Hierfür benötigen sie passende Unterstützungsangebote, die ihnen die Kinder- und Jugendhilfe anbieten soll.

Die hier vorgelegte Studie analysiert die Erfahrungen von queeren jungen Menschen zwischen 14 und 27 Jahren in Nordrhein-Westfalen. Die zentralen Themen dabei sind der Verlauf des Coming-outs, unterstützende aber auch diskriminierende Erfahrungen in der Familie, im Freundeskreis und in Bildungskontexten sowie die Nutzung von Freizeit- und Beratungsangeboten der queeren Jugendarbeit in NRW. Die Betroffenen kommen damit selbst zu Wort und die wissenschaftliche Aufbereitung gibt uns Hinweis über bestehende Defizite der Anerkennung dieser jungen Menschen in der Gesellschaft und notwendige Weiterentwicklungen im Hilfesystem. Sie hilft uns, die Anforderungen an die gesellschaftliche Weiterentwicklung in Richtung einer diskriminierungsfreien Gesellschaft und passgenaue Hilfen in der Kinder- und Jugendhilfe genauer zu beschreiben und zum Ausgangspunkt unseres Handelns zu machen.

Wir hoffen, dass die Forschungsergebnisse auf Ihr Interesse stoßen, zu vielfältigen Diskussionen anregen und damit zu einer weiteren Verbesserung der Lebenssituation von queeren Jugendlichen in NRW beitragen.

Herzliche Grüße

Dr. Joachim Stamp

Minister für Kinder, Familie, Flüchtlinge und Integration des Landes Nordrhein-Westfalen

1 Thematische Einführung und Dank

Auch, wenn lesbisch, schwul, bisexuell, trans*, inter* oder queer zu sein ist in unserer Gesellschaft einerseits in verschiedenen Teilen an Selbstverständlichkeit gewonnen hat, ist die Lebenssituation von LSBT*Q Jugendlichen[1] andererseits an vielen Stellen kompliziert. Ein Beispiel aus dem Kontext dieses Forschungsvorhabens mag dies illustrieren:

Ein junger Mann mit trans* Biografie hatte sich per E-Mail für ein Interview gemeldet. Aufgrund seiner finanziellen Situation wurde im Vorfeld online ein Ticket gekauft und ihm per E-Mail zugeschickt. Um bei der Deutschen Bahn online eine Fahrkarte kaufen zu können, muss sowohl der Namen als auch das Geschlecht der reisenden Person angegeben werden. Diese Informationen werden auf dem Ticket vermerkt und müssen bei einer Fahrkartenkontrolle durch den Personalausweis bestätigt werden. Die Ausweispapiere des Interviewpartners waren zum damaligen Zeitpunkt noch nicht geändert. Um die Reise zu ermöglichen, musste auf seinem Ticket – nach Rücksprache mit ihm – sowohl sein weiblicher Vorname eintragen als auch sein Geschlecht mit „weiblich“ angeben werden. Zum Glück blieb ihm eine Fahrkartenkontrolle während der Fahrt erspart, in der er hätte erklären müssen, warum ein junger Mann Dokumente mit weiblichen Eintragungen mit sich führt, was ein weiteres Zwangsouting für ihn bedeutet hätte – bei einer alltäglichen Handlung wie dem Kauf bzw. Vorzeigen eines Zugtickets.

Dieses Beispiel macht das Dilemma im Aufwachsen und (Er)Leben von LSBT*Q Jugendlichen deutlich: Sie können ihren Alltag an vielen Stellen (bisher) nicht als die Person leben, die sie sind – noch nicht einmal auf der Fahrt zu einem Interview, in dem es um u.a. um Diskriminierungserfahrungen von LSBT*Q Jugendlichen geht.

Der vorliegende Bericht fasst die Ergebnisse des Projekts „Coming-out in NRW - Coming-out-Verläufe und Diskriminierungserfahrungen von lesbischen, schwulen, bisexuellen, trans* und queeren Jugendlichen und jungen Erwachsenen in NRW“ zusammen. Den inhaltlichen Kern bilden dabei das Coming-out der jungen Menschen und ihre damit verbundenen positiven wie auch negativen Erfahrungen. Ein spezifisches Augenmerk legt der Bericht auf die Situation in Nordrhein-Westfalen, indem an verschiedenen Stellen die dortigen Strukturen von LSBT*Q Jugendangeboten mit den Erfahrungen der jungen Menschen in Beziehung gesetzt werden. Der Bericht schließt mit einer Diskussion möglicher Handlungsbedarfe.

[1] Anders als bei Veröffentlichungen des MKFFI wird in der vorliegenden Publikation nicht das Akronym LSBTIQ* sondern LSBT*Q verwendet. Das ist darauf zurückzuführen, dass keine inter* Jugendlichen an der Studie „Coming-out in NRW“ sowie der bundesweiten Studie „Coming-out – und dann…?!“ beteiligt waren (zu den Gründen siehe Krell/Oldemeier 2017). Deshalb erscheint es nicht angemessen, das I* in das Akronym mit einzubinden, wenn keinerlei Aussagen über die Situation von inter* Jugendlichen getroffen werden.

Wir möchten an dieser Stelle all denjenigen unseren Dank aussprechen, die dieses Forschungsprojekt möglich gemacht haben. Unser Dank gilt zunächst dem Ministerium für Kinder, Familie, Flüchtlinge und Integration NRW, dass das Vorhaben finanziell gefördert hat. Ein ganz besonderes Dankeschön gilt den Jugendlichen und jungen Erwachsenen, die sich über die Onlinebefragung oder ein persönliches Interview an dieser Studie beteiligt haben und uns einen Einblick in ihre individuellen Erfahrungen gegeben haben. Wir bedanken uns zudem bei unseren studentischen Kolleg_innen Julia Opitz, Julia Hofferek und Armin Hermann, die das Projekt in unterschiedlichen Phasen durch ihre Mitarbeit in wertvoller Weise unterstütz haben.

Wir wünschen allen Leser_innen eine interessante und anregende Lektüre und verbleiben mit herzlichen Grüßen

Dr. Claudia Krell　　　　Folke Brodersen

2 Begriffsklärung

Um ein gutes Verständnis für den vorliegenden Bericht zu ermöglichen, werden zuerst einige grundlegende Begriffe erläutert.

- Die sexuelle Orientierung bezieht sich auf die geschlechtliche Zugehörigkeit der Person(en), zu der sich ein Mensch romantisch, sexuell und/oder emotional hingezogen fühlt. Im gleichgeschlechtlichen Kontext ist hier von lesbisch, schwul oder homosexuell die Rede. Heterosexuelle Personen interessieren sich für gegengeschlechtliche Menschen, bisexuelle Menschen fühlen sich zu Menschen beiderlei Geschlechter hingezogen. Pansexuelles Begehren geht über die Vorstellung von zwei Geschlechtern hinaus und asexuelle Menschen verspüren keine oder wenig sexuelle Anziehung zu anderen Menschen.[2] Es gibt noch eine Vielzahl weiterer Beschreibungen, von denen viele ein weiteres Spektrum von geschlechtlicher Zugehörigkeit berücksichtigen als das binäre Frau-Mann-Schema.
- Die geschlechtliche Zugehörigkeit bezeichnet die individuell empfundene Geschlechtszugehörigkeit eines Menschen. Entspricht sie dem bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht, wird dies cisgeschlechtlich genannt. Häufig wird dies jedoch nicht explizit erwähnt, weil es die gesellschaftliche Norm darstellt. Stimmt das geschlechtliche Erleben nicht mit dem zugewiesenen Geschlecht überein, ist die Rede von Transgeschlechtlichkeit (auch trans*, transsexuell, transident, transgender). Entsprechen die geschlechtlichen Merkmale eines Menschen nicht den, nach medizinischen Kriterien festgelegten Erscheinungsformen als eindeutig weiblich oder männlich, heißt dies Intergeschlechtlichkeit (auch inter*, intergeschlechtlich, intersexuell). Gender*queer oder nicht-binär sind weitere geschlechtliche Zugehörigkeiten, die über das binäre Schema Mann-Frau hinausgehen.
- Queer war lange ein negativer, abwertender Begriff, der inzwischen durch Aktivist_innen positiv umgedeutet wurde. Queer wird häufig als Überbegriff für Selbstbeschreibungen von/für Menschen genutzt, die nicht heterosexuell bzw. nicht cisgeschlechtlich sind.
- Heteronormativität in einer Gesellschaft legt Heterosexualität als die „natürliche" und einzige Sexualität zu Grunde, die zwischen zwei binären Geschlechtern – Männern und Frauen – stattfindet, die ebenfalls als „naturgegeben" angesehen werden. Heteronormativität zementiert zudem Geschlechterrollen durch die transportierte Erwartung daran, wie sich „ein Mädchen/eine Frau" bzw. „ein Junge/ein Mann" verhalten soll und welche Eigenschaften an die jeweilige Geschlechterrolle geknüpft sind. Heteronormativität ist allgegenwärtig und wird doch meist nur dann sichtbar, wenn Menschen die an sie gestellten

2 Eine gute Übersicht zu den unterschiedlichen Begrifflichkeiten und deren Nutzung bieten die Fibel der kleinen Unterschiede (LAG Lesben in NRW, 2019) oder das Lexikon des Projektes 100% Mensch (https://100mensch.de/lexikon/).

Erwartungen nicht erfüllen – z.B., weil sie nicht heterosexuell bzw. cisgeschlechtlich sind oder sich nicht „geschlechtertypisch“ verhalten. Heteronormativität macht ein Coming-out erst notwendig, weil eine Person unhinterfragt so lange als heterosexuell bzw. cisgeschlechtlich gilt, bis sie diese falsche Annahme z.B. durch das Benennen ihrer sexuellen Orientierung bzw. geschlechtlichen Zugehörigkeit richtigstellt. Heteronormativität ist verantwortlich für gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit gegenüber LSBT*Q Personen. Im Grunde betrifft sie jedoch das Leben von allen Menschen: „Heteronormativität schadet nicht nur queeren Menschen. Sie schränkt alle ein. Sie schreiben (sic!) vor, wie sich Menschen zu verhalten haben und lassen wenig Spielraum, die eigene Persönlichkeit zu finden und frei auszuleben.“ (Projekt 100% Mensch)

- LSBT*Q steht für lesbisch, schwul, bisexuell, trans* und queer und wird in diesem Bericht verwendet, wenn es um die Teilnehmer_innen der Studie „Coming-out in NRW“ geht. Werden Ergebnisse aus anderen Studien präsentiert, kann es vorkommen, dass ein abweichendes Akronym verwendet wird, wie z.B. LGBT (lesbian, gay, bisexuel, transgender). Dies hängt damit zusammen, dass sich die jeweiligen Stichproben unterschiedlich zusammensetzen. Das Akronym wird je nach Kontext unterschiedlich genutzt und ausdifferenziert (z.B. LSBTIQA, wobei I für Inter*, Q für queer/questioning und A für asexuell steht).
- Der gender_gap ist eine von verschiedenen geschlechtergerechten Schreibweisen. Der durch den Unterstrich entstehende Raum bietet Platz für geschlechtliche Selbstbeschreibungen, die über das binäre Schema männlich/weiblich hinausgehen. Weitere Schreibweisen sind das Stern*chen oder der Doppel:punkt.

3 Entstehungsgeschichte der Studie „Coming-out in NRW“

Die vorliegende Studie „Coming-out in NRW“ ist eine Tochterstudie der bundesweiten Studie „Coming-out – und dann…?!“, die zwischen 2013 und 2016 vom Deutschen Jugendinstitut durchgeführt und vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) gefördert wurde. Im Rahmen einer Onlinebefragung gaben in dieser bislang größten deutschen Studie zur Lebenssituation von LSBT*Q Jugendlichen über 5.000 junge Lesben, Schwule, bisexuelle, trans* und queere junge Menschen im Alter zwischen 14 und 27 Jahren Auskunft über ihr Coming-out und ihre positiven wie negativen Erfahrungen in wichtigen Lebensbereichen wie Familie, Freundeskreis oder Bildungs- und Arbeitsstätten. 40 junge Menschen berichteten zudem in qualitativen Interviews von ihrem Aufwachsen und (Er)Leben als Jugendliche, die aufgrund ihrer nicht heterosexuellen Orientierung oder nicht cisgeschlechtlichen Lebensweise im täglichen Leben auffallen, weil sie den gesellschaftlichen Erwartungen an Geschlecht, Liebe und Begehren nicht entsprechen. Die Ergebnisse dieser Studie sind bis heute eine wichtige Grundlage für Informationsvermittlung, Diskussionen und Entscheidungen in Politik, Wissenschaft und Praxis.

In NRW stießen die Ergebnisse dieser Studie von Anfang an auf großes Interesse. Beispielsweise fand sehr bald nach Vorliegen der Projektergebnisse im November 2015 ein Vortrag im Historischen Rathaus in Münster im Rahmen des Fachtags der NRW Fachberatungsstelle sexuelle Vielfalt und Jugendarbeit „gerne anders!“, statt.

Da knapp ein Viertel aller Fragebogen der bundesweiten Studie von Jugendlichen und jungen Erwachsenen aus Nordrhein-Westfalen beantwortet worden waren, bot es sich an, eine Sekundäranalyse mit Blick speziell auf die Erfahrungen von LSBT*Q Jugendlichen in NRW durchzuführen. Dies ist im Rahmen der nun fertiggestellten Studie „Coming-out in NRW“ erfolgt. Um die quantitativen Daten aus dem Jahr 2014 um Informationen zur aktuellen Situation von jungen Menschen zu ergänzen, fanden von April bis September 2019 zusätzlich Interviews mit jungen Lesben, Schwulen, bisexuellen, trans* und queeren jungen Menschen aus verschiedenen Teilen NRWs statt.

In den einzelnen Kapiteln wird zum einen, meist zu Anfang eines jeden neuen Themenfeldes, Bezug genommen auf die quantitativen Daten aus der Onlinebefragung, an der 1.216 LSBT*Q Jugendliche und junge Erwachsene aus NRW teilgenommen hatten. Im Anschluss daran illustrieren Ergebnisse aus den 15 „neuen“ Interviews die Lebenssituation der befragten jungen Menschen. In ihren Aussagen finden sich zum Teil auch Hinweise auf gesellschaftliche oder politische Veränderungen, die im Zeitraum zwischen der bundesweiten Coming-out Studie und der Studie für NRW eingetreten sind.

4 Strukturen LSBT*Q spezifischer Jugendangebote in NRW

In Nordrhein-Westfalen besteht eine breite Landschaft an Angeboten, die sich spezifisch an LSBT*Q Jugendliche richten. Mehr als 41 LSBT*Q bezogene Jugendgruppen in zahlreichen Jugendzentren sowie Beratungsangebote verschiedener Träger zu unterschiedlichen Themen (Coming-out, Transition, sexuelle Gesundheit, Arbeit und Beruf, Familie und Familienplanung) formulieren spezialisierte Angebote. Cafés, Kneipen, Kultureinrichtungen und gesellschaftspolitische Organisationen (z.B. politische Jugendgruppen, Studierendenvertretungen, Gewerkschaftsjugenden) organisieren Veranstaltungen zu LSBT*Q Themen und/oder reservieren Besuchszeiten etwa für FLINT* (Frauen, Lesben, trans* und inter* Personen) und markieren damit sowohl öffentliche Räume wie sie auch geschützte Rückzugsorte anbieten. Schulbezogene Initiativen (SCHLAU, WIR*, ‚Schule der Vielfalt', lesbische Lehrer*innen NRW e.V., ‚schwule Lehrer' in der GEW) wenden sich sowohl an alle Schüler_innen als auch an LSBT*Q Schüler_innen im Speziellen und bieten ihnen Rückhalt und Unterstützung in Outing-, Transitions- oder Diskriminierungssituationen. Auch stellen sie Informationen für die Thematisierung im Schulunterricht zur Verfügung und setzen sich für eine Veränderung von Schulklima, Verhalten und Einstellungen von Lehrkräften sowie Schüler_innen ein.

Eine breite Zahl an Koordinationsstellen und übergeordneten Landesverbänden unterstützt die Angebote und Akteur_innen (z.B. Fachstelle Queere Jugend, „gerne anders!" – Fachberatungsstelle sexuelle Vielfalt und Jugendarbeit, Jugendnetzwerk lambda, Landesarbeitsgemeinschaft Lesben NRW, Queeres Netzwerk NRW, Netzwerk geschlechtliche Vielfalt Trans* NRW, FUMA - Fachstelle für Gender & Diversität, Landeskoordination Anti-Gewalt-Arbeit für Lesben, Schwule, Trans* in NRW). Sie stellen Vernetzungen sowohl innerhalb NRWs und darüber hinaus her, wie sie auch thematische Schwerpunkte formulieren, aufbereiten und an die einzelnen Angebote vermitteln. Schließlich sind diese Koordinationsstellen an der Initiierung weiterer Angebote wie etwa Jugendgruppen beteiligt und informieren Interessierte übersichtlich u.a. digital über die vorhandene Angebotsstruktur.

Getragen werden die Angebote durch eine Vielzahl engagierter Ehren- und Hauptamtlicher. Einzelpersonen, Vereine und Stiftungen und nicht zuletzt das Land NRW stellen die dafür notwendigen Finanz- und Sachmittel bereit. Zentrale Instrumente dafür sind und waren der 2012 aufgelegte und 2015 bilanzierte und fortgeschriebene „NRW Aktionsplan für Gleichstellung und Akzeptanz sexueller und geschlechtlicher Vielfalt – gegen Homo- und Transphobie" sowie der 2020 neu erarbeitete Aktionsplan „Impulse 2020 – für queeres Leben in NRW".

Mit dem Kinder- und Jugendförderplan des Landes NRW steht in der Kinder-und Jugendhilfe ein Förderinstrument zur Verfügung, das die Berücksichtigung von LSBTIQ*Jugendlichen in allen Angeboten der Jugendarbeit als durchgängiges Leitprinzip verankert.

Das Land beteiligt sich an der Finanzierung und wirkt aktiv an der konzeptionellen Weiterentwicklung der Rahmenbedingungen queeren selbstbestimmten Lebens mit. Fortbildungen in Landesverwaltungen, Polizei, Hochschulen und pädagogischen Angeboten, die ministeriale Beteiligung an Aktionen wie der „Roten Karte gegen Homo- und Transphobie", die Förderung der Kampagne ‚anders und gleich' der Landesarbeitsgemeinschaft Lesben und die Teilnahme an Paraden und Aktionstagen unter anderem des Cologne Pride richten sich an Institutionen und eine allgemeine Öffentlichkeit, die auch junge Menschen umfasst. Zugleich sind Jugendliche auch spezifische Adressat*innen innerhalb dieser Programme – unterschiedliche Ministerien und Verwaltungen wirken an ihrer Umsetzung mit, etwa in der Abordnung einer Lehrkraft für die Koordination des Projektes „Schule der Vielfalt" des Ministeriums für Schule und Bildung in Kooperation mit den Bezirksregierungen für die Überarbeitung von u. a. Lehrplänen und die Bereitstellung von Lehrmaterialien auf der Internetpräsenz des Projekts „Schule der Vielfalt".

Das Land NRW zeichnet sich damit durch eine breite und vernetzte Landschaft an Angeboten und Initiativen aus, die auf LSBT*Q Jugendliche direkt oder indirekt ausgerichtet sind. Durch die jeweiligen Träger, Koordinationsstellen und Finanzierungen wurden dabei in den letzten Jahren eine Reihe von Handlungsfeldern benannt und weiterentwickelt – etwa die ungleiche Versorgung von städtischen und ländlichen Gebieten, die Kontextualisierung in der Migrationsgesellschaft und die besondere Situation queerer Geflüchteter, die soziale Ausblendung und Delegitimierung Bisexueller und vor allem die medizinischen, rechtlichen und (psycho-)sozialen Bedarfe von (jungen) trans* Personen. Die jeweiligen Anstrengungen sind noch nicht abgeschlossen und stoßen teilweise an strukturelle Grenzen der Finanzierung wie auch des haupt- und ehrenamtlichen Engagements. Zugleich zeigen sich Erfolge wie die Initiierung von Jugendgruppen außerhalb von städtischen Zentren und die Professionalisierung von Verwaltungen, psychotherapeutischen und medizinischen Institutionen im Umgang mit zunehmend jüngeren trans* Personen und ihrem sozialen Umfeld.

5 Konzeptioneller Hintergrund und Forschungsstand zu Coming-out als zentralem Thema für lesbische, schwule, bisexuelle, trans* und queere Jugendliche und junge Erwachsene

Einer repräsentativen Studie aus dem Jahr 2016 zufolge identifizieren sich 7,4% der in Deutschland lebenden Personen als lesbisch, schwul, bisexuell oder transgender (LGBT) (Dalia 2016). Mit 11,2 Prozent nutzen insbesondere junge Menschen zwischen 14 und 29 Jahren die Selbstbeschreibung als LSBT (ebd.). Etwa 9 von 10 Menschen, die sich als LSBT bezeichnen, haben mindestens einem_r engen Freund_in von ihrer sexuellen Orientierung bzw. geschlechtlichen Zugehörigkeit erzählt (Pew Research Center 2013), d.h. sie hatten gegenüber einer anderen Person ein Coming-out. Doch was ist ein Coming-out genau? Welche Bedeutung, und welche Folgen hat ein Coming-out für die Person selbst, deren Familie und deren soziales Umfeld?

Unter Coming-out[3] versteht man das eigene Erkennen und gegebenenfalls Öffentlichmachen der sexuellen Orientierung bzw. geschlechtlichen Zugehörigkeit. Meist wird grob zwischen einem inneren und einem äußeren Coming-out unterschieden (vgl. exemplarisch Watzlawik 2004). Das innere Coming-out bezeichnet dabei einen oft langen und komplizierten Prozess der Bewusstwerdung (Krell/Oldemeier 2015). Das innere Coming-out als Auseinandersetzung mit Geschlecht und Sexualität, als das Entwickeln einer eigenen Position und Selbstbezeichnung und als Einwicklung eines Verhältnisses zu relevanten gesellschaftlichen Werthaltungen wie geschlechtlichen Stereotypen, Religiosität und Politik hat meist eine große Bedeutung für die jeweilige Person. Mit dem inneren Coming-out zeitlich und inhaltlich verknüpft, teilweise im Anschluss, teilweise auch im Vorgriff und in keinem Fall zwangsläufig können (junge) Menschen ein äußeres Coming-out haben. Dabei wird die eigene sexuelle Orientierung bzw. geschlechtliche Zugehörigkeit gegenüber einer oder mehreren anderen Personen bekannt gegeben.

Das äußere Coming-out erleben LSBT*Q Jugendliche häufig gleichzeitig als notwendig und problematisch. Sie nehmen wahr, dass nicht-heteronormative geschlechtliche Zugehörigkeiten und sexuelle Orientierungen strukturell unsichtbar

3 Zu Kontext, Geschichte und Kritik des Begriffs weiterführend Brodersen/Oldemeier 2017 (https://gender-glossar.de/c/item/79-coming-out)

sind und vielfach unthematisiert bleiben. Sie erleben gleichzeitig, wie aus ihrer Perspektive Freund_innen, Familie, mediale Darstellungen und eine LSBT*Q Subkultur eine öffentliche Positionierung verlangen. Der – insbesondere im Jugendalter prominente – Wunsch, einfach sie selbst zu sein, kann dazu führen, dass sich Jugendliche zu einem Coming-out genötigt fühlen. Gleichzeitig wünschen sie sich eine Selbstverständlichkeit, die ein Coming-out nicht (mehr) notwendig macht und weder Aufregung und Besonderung noch Anstoß und Ausgrenzung hervorrufen möge (Brodersen 2018). LSBT*Q Jugendliche navigieren individuell dieses Dilemma zwischen dem Umgang mit falschen Vorannahmen, der Erwartung von Abwertungen und der Zurückweisung der Anforderung, ein Coming-out zu haben (Kleiner 2015). Die Gründe, die zu einem Coming-out führen können, sind unterschiedlich: Am hervorstechendsten sind die Wünsche, mit jemandem über die eigenen Gefühle reden zu können und sich nicht mehr verstellen zu müssen (Krell/Oldemeier 2015). Bei lesbischen, schwulen, bisexuellen oder orientierungs*diversen Jugendlichen ist nicht selten der Beginn einer (gleichgeschlechtlichen) Beziehung ein ausschlaggebender Aspekt (ebd.), da ihre sexuelle Orientierung dadurch „sichtbar" wird. Knapp ein Viertel der trans* und gender*diversen Jugendlichen nennen als Grund für ihr Coming-out, dass sie ihre körperliche Transition beginnen wollten (ebd.).

Für ein äußeres Coming-out nutzen Jugendliche unterschiedliche Wege: Sie sprechen über ihre sexuelle Orientierung bzw. geschlechtliche Zugehörigkeit, stellen Partner_innen vor, wählen aussagekräftige Mode und Accessoires oder dekorieren ihr Zimmer z.B. mit Regenbogenfahnen oder Starschnitten von LSBT*Q-Vorbildern, ändern ihren Namen und ihr Pronomen entsprechend ihrer geschlechtlichen Zugehörigkeit. Teilweise ist dies auch kein aktives Tun, sondern es reicht die Bestätigung der „Annahme" ihres sozialen Umfeldes, nicht heterosexuell bzw. cisgeschlechtlich zu sein. Auf jeweils unterschiedliche Weise verhandeln und nutzen sie für den Umgang mit ihrer sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Zugehörigkeit die Möglichkeiten und Bedingungen von Unsichtbarkeit, Sichtbarwerden, Stereotypen und individualisiertem Zeitgeist. Dabei gibt es nicht das *eine* Coming-out: LSBT*Q Personen müssen ihre sexuelle Orientierung beziehungsweise geschlechtliche Zugehörigkeit beständig öffentlich machen, beispielsweise, wenn sich Vorgesetzte über die Schullaufbahn erkundigen oder wenn bei einer Schulveranstaltung (z.B. Abschlussfeier) die Begleitung durch Partner_innen möglich ist (Krell/Oldemeier 2017). LSBT*Q Jugendliche unterscheiden häufig individuell und spontan nach Situation, Kontext und Person, wie sie sich bezüglich ihrer sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Zugehörigkeit positionieren. Michael LaSala (2015) führt in seinem Text drei Gründe aus, die gegen ein Coming-out bei den Eltern oder einem anderen Gegenüber sprechen können: LSBT*Q feindliche Äußerungen in der Vergangenheit, das Fehlen von Unterstützung durch Freund_innen oder Lehrer_innen sowie eine Zugehörigkeit zu einer Organisation, die LSBT*Q Personen ablehnt. Daneben entscheiden sich Jugendliche auch gegen ein Coming-out, weil sie es für soziale Interaktionen nicht als notwendig erachten oder nicht als LSBT*Q sichtbar werden bzw. geschützt sein wollen.

Das Coming-out ist dennoch für viele, vor allem junge LSBT*Q Personen ein entscheidender Schritt in ihrem Leben, da sie fortan oft das Gefühl haben, von ihrer Umwelt anders gesehen zu werden und dieser gegenüber authentischer auftreten zu

können. Freund_innen, Verwandte und Personen aus Bildungs- und Arbeitskontexten verändern die Art und Weise, wie sie Jugendliche adressieren und nehmen Gespräche über sexuelle Orientierung und geschlechtliche Zugehörigkeit auf. Folglich reduzieren sich im Umgang mit Menschen, die von der eigenen sexuellen Orientierung bzw. geschlechtlichen Zugehörigkeit wissen, der Stress und die Angst „aufzufliegen“ (LaSala 2015).

Bisherige Forschungsbefunde konnten weiter zeigen, dass ein äußeres Coming-out Auswirkungen auf die sozialen Beziehungen von LSBT*Q Personen hat (Ryan et. al 2010). Junge lesbische, schwule, bisexuelle, trans* oder queere Menschen, die eine hohe Akzeptanz ihrer sexuellen Orientierung beziehungsweise geschlechtlichen Zugehörigkeit durch ihre Familie im Jugendalter berichten, weisen im Vergleich zu jungen LSBT*Q Erwachsenen, die nur wenig Akzeptanz erfahren haben, später im Leben einen signifikant höheren Selbstwert, mehr soziale Unterstützung und eine bessere allgemeine bzw. psychische Gesundheit auf. LSBT*Q Erwachsene mit höherer Akzeptanz durch ihre Familien zeigen günstigere Werte hinsichtlich Depressivität und Substanzgebrauch, sowie weniger Suizidgedanken und -versuche (ebd).

Allerdings machen LSBT*Q Menschen auch negative Erfahrungen infolge ihres Coming-outs. Es kann zu Brüchen in der Familie oder im Freundeskreis kommen (Krell/Oldemeier 2015) oder es können Probleme im Bildungs- oder Arbeitsbereich auftreten bzw. sich verstärken (ebd.).

Coming-out ist kein einmaliges, isoliertes Ereignis, sondern setzt sich kontinuierlich über die Lebensspanne hinweg fort. In jeder neuen Situation gilt es zu entscheiden, ob es wichtig, notwendig, passend oder gefährlich ist, die eigene sexuelle Orientierung bzw. geschlechtliche Zugehörigkeit zu zeigen. Damit ist nicht immer ein aktives Coming-out gemeint, bei dem benannt wird, lesbisch, schwul, bisexuell, trans* oder queer zu sein. Oft reichen Erzählungen über das Privatleben, Gesten oder alltägliche Handlungen, über die sich heterosexuelle, cisgeschlechtliche Personen keine Gedanken machen (wie Hand-in-Hand laufen oder sich so zu kleiden, wie es dem persönlichen geschlechtlichen Empfinden und Geschmack entspricht), dass die nicht heterosexuelle bzw. nicht cisgeschlechtliche Zugehörigkeit sichtbar wird – und entsprechende (positive, neutrale oder negative) Konsequenzen folgen. Ein „sichtbar werden“ lässt sich oft nur mit einem hohen Aufwand vermeiden.

Während des inneren wie äußeren Coming-outs setzen sich Jugendliche mit Selbstbezeichnungen auseinander, mit denen sie ihre eigenen Gefühle und Wünsche erkunden, sie für sich ablehnen oder annehmen. Diese Konzepte haben sich im letzten Jahrzehnt nicht nur weiter gewandelt – zentral etwa von transsexuell zu trans* – sondern auch vervielfältigt. Mit Begriffen wie panromantisch, asexuell und queer werden Dimensionen (etwa eine Trennung romantischer und sexueller Anziehung), Positionen (etwa jenseits oder zwischen etablierten binären Polen) und politische Assoziationen (etwa eine Kritik an einer zweigeschlechtlich strukturierten Gesellschaft) verwendet, die über bestehende, medizinische oder bewegungskulturelle Bezeichnungen wie lesbisch, schwul, homosexuell oder transgeschlechtlich hinausgehen (weiterführend Herzog 2020, Brodersen/Krell 2020). Die vielen verschiedenen (Eigen)Bezeichnungen für die sexuelle Orientierung beziehungsweise geschlechtliche Zugehörigkeit werden unterschiedlich bewertet. Ellen Kahn, eine Mitarbeiterin

der Human Rights Campaign, betont, dass „Label“ teils grundsätzlich abgelehnt werden, da sie pathologisierend wirken können (Fairyington 2016). Dennoch seien sie notwendig, da sie Verständnis und Selbstakzeptanz fördern, sowie die Entstehung einer Community begünstigen (Myers, 2018). Die Vielzahl von Selbstbezeichnungen verweist schließlich auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede in der Lebensführung von LSBT*Q Personen.

6 Zugänge und Stichprobenbeschreibung

Im Folgenden werden die quantitativen wie qualitativen Ergebnisse der Studie „Coming-out in NRW" in thematisch gegliederten Kapiteln vorgestellt. Nach der Vorstellung der Teilnehmer_innen der Onlinebefragung aus dem Jahr 2014 und der Interviewpartner_innen von 2019 geht es zu Anfang allgemein um den Prozess des inneren wie äußeren Coming-outs. Im Anschluss werden positive wie negative Erfahrungen in den drei Kontexten Familie, Bildungs- und Arbeitsstätten und Freundeskreis näher beleuchtet. Auf weitere Lebensbereiche, die im Zusammenhang mit der Freizeit eine Rolle spielen, geht der folgende Abschnitt ein. Der Situation von nicht cisgeschlechtlichen Jugendlichen widmet sich im Anschluss ein eigenes Kapitel. Das vorletzte Kapitel geht auf die spezifische Lebenssituation von LSBT*Q Jugendlichen in NRW ein, bevor im letzten Kapitel Handlungsbedarfe, die sich aus den Ergebnissen ableiten lassen, formuliert werden. An den Stellen, an denen es notwendig und sinnvoll ist, werden die Erfahrungen von nicht heterosexuellen und nicht cisgeschlechtlichen jungen Menschen getrennt dargestellt, ansonsten erfolgt die Darstellung gemeinsam. Verschiedene Variablen, wie z.B. das Alter, der formale Bildungshintergrund, familiäre Migrationserfahrung oder der Wohnort wurden bei allen Berechnungen berücksichtigt. Wenn sie in bestimmten Kontexten relevant sind, wird dies beschrieben. Findet keine spezielle Erwähnung statt, fanden sich in den Daten keine bedeutsamen Unterschiede.

6.1 Quantitative Stichprobe

Im Sommer 2014 beteiligten sich weit mehr als 5.000 LSBT*Q Jugendliche an einer standardisierten Onlinebefragung, zu deren Teilnahme über LSBT*Q spezifische Onlinemagazine, soziale Netzwerke, LSBT*Q Jugendzentren/-gruppen sowie Beratungsstellen und Vereine aufgerufen worden war. Von den bundesweit 5.037 Fragebogen entfielen mit 1.216 knapp 25 Prozent auf Nordrhein-Westfalen. Dies liegt zum einen in der hohen Bevölkerungszahl in NRW begründet, zum anderen zeigen sich dadurch auch die bestehende Infrastruktur und die hohe Vernetzung von LSBT*Q Jugendlichen in diesem Bundesland. Der Fragebogen richtete sich an lesbische, schwule, bisexuelle, trans* und queere Menschen zwischen 14 und 27 Jahren und deckte folgende Themenfelder ab

- Zeitpunkt und Verlauf innerer Coming-outs
- Zeitpunkt, Bedenken, Gestaltung und Adressat*innen äußerer Coming-outs
- Unterstützende und diskriminierende Erfahrungen insbesondere in den Kontexten Familie, Freundeskreis und Bildungs-/Arbeitsorte
- Kenntnis, Nutzung und (Nicht-)Nutzungsgründe von Freizeit-, Beratungs- und anderen Jugendhilfeangeboten
- Wünsche und Erfahrungen von trans* und gender*diversen Jugendlichen hinsichtlich medizinischer und rechtlicher Institutionen
- Freundschafts- und Partnerschaftsbeziehungen sowie soziodemographische Angaben

Die Teilnehmer_innen konnten auswählen, ob sie den Fragebogen mit Fokus auf ihre sexuelle Orientierung oder geschlechtliche Zugehörigkeit ausfüllen wollten. Die meisten Jugendlichen, deren bei der Geburt zugewiesenes Geschlecht für sie unpassend ist, haben den Fragebogen zu ihrer geschlechtlichen Zugehörigkeit ausgefüllt[4], weshalb in den Gruppen der lesbischen, schwulen, bisexuellen und orientierungs*diversen Jugendlichen fast alle jungen Menschen cisgeschlechtlich sind.

Die folgende Abbildung zeigt die Verteilung der Teilnehmer_innen nach Teilgruppen, wobei das N in der Klammer die Anzahl der jungen Menschen angibt, die die jeweilige Frage beantwortet haben (Abb. 1).

Abb. 1: Teilnehmer_innen der Onlinebefragung aus NRW nach Teilgruppen (bezogen auf die aktuelle Selbstbezeichnung; N=1.216)

Teilgruppe	N
Schwule Jugendliche	692
Lesbische Jugendliche	227
Bisexuell-weibliche Jugendliche	79
Bisexuell-männliche Jugendliche	71
Orientierungs*diverse Jugendliche	82
Trans*/gender*diverse Jugendliche	65

0 100 200 300 400 500 600 700 800

Quelle: Coming-out in NRW, 2020

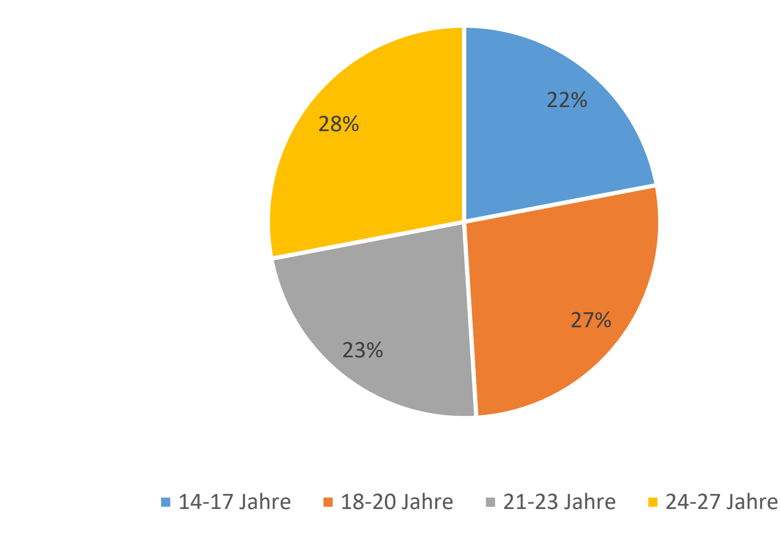
Den größten Anteil machen schwule Jugendliche aus, was vermutlich auf die etablierte Vernetzung dieser Gruppe über das Internet und über Jugendgruppen zurückzuführen ist. In der Gruppe orientierungs*diverser Jugendlicher finden sich diejenigen Teilnehmer_innen, die ihre sexuelle Orientierung nicht kategorisieren wollten oder eine alternative Selbstbeschreibung angegeben haben (z.B. pansexuell, demisexuell, queer). Trans* und gender*diverse Jugendliche bilden zusammen die Gruppe derjenigen Jugendlichen, für die ihr bei Geburt zugewiesenes Geschlecht unpassend ist, die sich als trans* definieren, die keine Kategorie ihrer geschlechtlichen Zugehörigkeit angegeben haben oder eine alternative Selbstbeschreibung nutzen wie z.B. transgender oder genderqueer. An einigen Stellen des Berichtes wird mit Blick auf

4 Über ihre sexuelle Orientierung konnten die trans* und gender*diversen Jugendlichen in einem gesonderten Teil des Fragebogens berichten.

einzelne Teilgruppen angesichts geringer Fallzahlen eher vorsichtig von Tendenzen gesprochen.

Die Altersstruktur der Stichprobe ist weitgehend gleichmäßig verteilt (Abb. 2).

Abb. 2: Alter der Teilnehmer_innen der Onlinebefragung aus NRW (N=1.216)



Quelle: Coming-out in NRW, 2020

Das Durchschnittsalter der Befragten liegt bei etwa 21 Jahren. Jünger als der Durchschnitt sind die bisexuell-männlichen Jugendlichen und junge Menschen, die in ländlichen Regionen wohnen. LSBT*Q Jugendliche, die in der 1. Generation nach Deutschland zugewandert sind, haben ein etwas höheres Durchschnittsalter. Die Altersverteilung erlaubt eine Aussage über alle Altersgruppen hinweg.

Mehr als 17% der befragten Jugendlichen haben eine familiäre Migrationsgeschichte. Von diesen sind ein Fünftel jugendliche Migrant_innen der 1. Generation, die vor allem aus Osteuropa, Russland und den Niederlanden kommen. Vier Fünftel sind Jugendliche der 2. Generation, deren Familien überwiegend aus Polen, dem weiteren Osteuropa, Russland und der Türkei stammen. Bei 42% der Jugendlichen mit Migrationsgeschichte steht der Migrationshintergrund mit Ländern im Zusammenhang, in denen Homosexualität eine ähnliche Akzeptanz erfährt wie in Deutschland, bei 58% ist die familiäre Migrationsgeschichte mit einem Land verknüpft, in dem (v.a. männliche) Homosexualität kriminalisiert und stigmatisiert wird.[5] Die Verteilung der Herkunftsländer entspricht im Wesentlichen der Demographie von NRW.

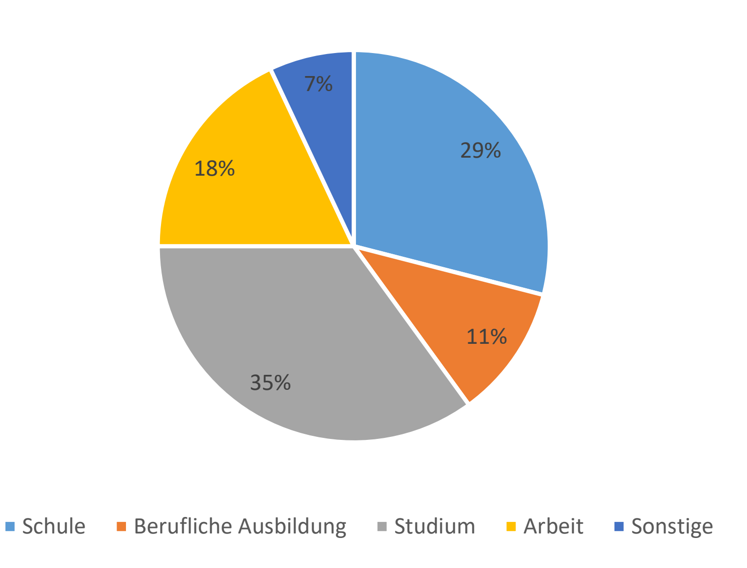
5 Bochow u.a. (2011) haben der Gruppe „Länder mit ähnlicher Akzeptanz" Staaten zugeordnet, in denen Homosexualität ähnlich akzeptiert ist bzw. vergleichbar gelebt werden kann wie in Deutschland, in denen Gesetze gegen Diskriminierung aufgrund der sexuellen Orientierung

Jeweils rund ein Drittel der Jugendlichen ist in Kleinstädten oder Dörfern, in mittleren Städten bzw. in Großstädten oder Metropolen aufgewachsen. Derzeit wohnt jedoch mehr als die Hälfte der Befragten in großstädtischen bzw. Metropolregionen. Mit Blick auf den aktuellen Wohnort zeigt sich ein überproportionaler Anteil von bisexuell-männlichen Jugendlichen in ländlichen Regionen sowie orientierungs*diverser Jugendlicher in großstädtischen Kontexten.

Rund 80% der Teilnehmer_innen haben eine hohe formale Schulbildung auf dem Niveau der Hochschulreife. Für diese Variable wurde der bisher erreichte Schulabschluss bzw. der angestrebte Bildungsabschluss zusammengefasst. Dies mag in Teilen zu einer Überschätzung der hohen Bildungsgruppe führen – weil sich nicht alle Bildungsziele realisieren lassen – verweist aber auf die jeweiligen Erwartungen und eingeschlagenen Bildungswege der Befragten. Von den Eltern der Befragten haben knapp 50% eine hohe formale Bildung (Hochschulzugangsberechtigung), hier zeichnet sich ein Bildungsaufstieg zwischen Kindern und Eltern ab. Gut ein Drittel der Teilnehmer_innen studiert momentan, etwas weniger besuchen eine Schule. Zwei Fünftel arbeiten und etwa jede_r Zehnte macht eine berufliche Ausbildung (Abb. 3). 7% absolvieren momentan einen Freiwilligendienst, suchen einen Arbeits- oder Ausbildungsplatz oder befinden sich in einer Übergangsphase, was in der Abbildung in der Kategorie „Sonstiges“ summiert ist.

und/oder für die Anerkennung gleichgeschlechtlicher Partnerschaften erlassen wurden und in denen es eine LSBT*Q-Bewegung gibt (Krell/Oldemeier 2017). Zur zweiten Gruppe zählen Länder, in denen Homosexualität stigmatisiert und kriminalisiert wird. Explizit benannt ist hier v.a. männliche Homosexualität, allerdings ist davon auszugehen, dass ebenso lesbische und nicht cisgeschlechtliche Menschen verfolgt werden und mit Strafen rechnen müssen. Einen guten Überblick zur weltweiten Situation von LSBT*Q Menschen bietet ILGA (2019; 2020).

Abb. 3: Aktuelle Tätigkeit der Teilnehmer_innen der Onlinebefragung aus NRW (N=1.196)



Quelle: Coming-out in NRW, 2020

Hauptsächlich sind die Teilnehmer_innen über Onlinemagazine, soziale Netzwerke und Foren auf die Umfrage aufmerksam geworden. Im Vergleich zur bundesweiten Coming-out Befragung sind etwas mehr Jugendliche an LSBT*Q spezifische Jugendgruppen und -zentren angebunden. Rund 22% der Befragten geben an, in den letzten 12 Monaten eine entsprechende Einrichtung besucht zu haben. Dieser Zugang hat, ebenso wie bei den qualitativen Interviews, Einfluss auf die Ergebnisse und wird an den entsprechenden Stellen berücksichtigt.

6.2 Qualitatives Sample

Die 15 qualitativen Interviews fanden im April und September 2019 statt. Die Jugendlichen wurden über LSBT*Q spezifische Freizeit- und Beratungsangebote zur Teilnahme eingeladen. Neun Interviews fanden mit Jugendlichen statt, die den Aufruf zur Teilnahme über deren Internetseite gesehen hatten und sich per Mail meldeten oder von Freund_innen aufmerksam gemacht wurden. Sechs Jugendliche erklärten sich spontan in Jugendzentren und -gruppen vor Ort zu einem Interview bereit. Alle Jugendlichen sind in unterschiedlicher Weise mit LSBT*Q Jugendeinrichtungen oder -netzwerken verbunden, wodurch sich dieses Sample von dem der Hauptstudie unterscheidet.[6] Die Interviewpartner_innen waren zwischen 16 und 27

6 Bei der bundesweiten Befragung „Coming-out – und dann…?!" hatten sich über 600 Jugendliche auf den Interviewaufruf in der Onlinebefragung gemeldet. Aus diesem Grund war es möglich, Interviews mit Jugendlichen in ganz unterschiedlichen Situationen zu führen, u.a. auch mit jungen Menschen, die keine Verbindung zu LSBT*Q spezifischen Einrichtungen haben.

Jahren alt, die Interviews dauerten zwischen 37 und 93 Minuten und fanden in fünf verschiedenen Städten statt, in die ein Teil der Jugendlichen extra anreiste. Alle Interviewpartner_innen sind in Deutschland geboren, bei fünf Jugendlichen sind die Eltern bzw. ein Elternteil nach Deutschland migriert. Drei Jugendliche konnten bzw. wollten dazu keine Angaben machen.

Bei den Interviews handelte es sich um leitfadengestützte, (problem-)themenzentrierte Interviews (Witzel 1982), deren Eingangsfrage als Stimulus zu einem narrativen Erzählbeginn einlud. Die Eingangsfrage lautete je nach thematischem Schwerpunkt:

„Am Anfang bitte ich dich mir zu erzählen, von dem Augenblick an, wo du dir das erste Mal dachtest, ´es könnte sein, dass ich *nicht heterosexuell/kein Mädchen bzw. Junge* bin´ bis heute. Was war los in dieser Zeit? Fang einfach mal an zu erzählen!" Die „negative" Formulierung der Frage über die Abgrenzung vom bekannten „heterosexuell sein", „ein Mädchen/ein Junge sein" hat sich im Verlauf vorhergehender Projekte ergeben. Anfangs wurde dort eine positive Formulierung genutzt, die die aktuelle Selbstbezeichnung der jungen Menschen einschloss „dass du lesbisch/schwul/bisexuell/trans*/nicht cisgeschlechtlich" bist. Hierbei zeigte sich jedoch schnell, dass die Bewusstwerdung der jungen Menschen häufig über das Gefühl des „anders sein" begann und nicht über die spontane Adaption einer positiven und klar definierten Selbstdefinition „ich bin lesbisch/schwul/bisexuell/trans*/nicht cisgeschlechtlich". Diese Selbstbeschreibungen entwickeln sich im Laufe der Bewusstwerdung und stehen nicht am Anfang des Prozesses, weshalb die Eingangsfrage angepasst wurde.

Nach dem ersten Erzählteil wurden verschiedene Themenbereiche angesprochen.

- Wie ist deine Situation in der Familie, im Freundeskreis, am Bildungs- und Arbeitsort heute?
- Was bedeutet Coming-out für dich?
- Was bedeutet für dich Diskriminierung?
- Welche Bedeutung haben LSBT*Q Jugendzentren und Jugendgruppen für dich?
- Welche Rolle spielt das Internet bezogen auf deine sexuelle Orientierung bzw. geschlechtliche Zugehörigkeit für dich?
- Wie schätzt du die Situation von jungen LSBT*Q Personen in NRW ein?

Als Abschluss des Interviews konnten die Jugendlichen Themen einbringen, die ihnen individuell wichtig sind und bisher nicht angesprochen worden waren sowie die „beste aller Welten" beschreiben, um das Interview mit einem positiven Gedanken zu beenden und Wünsche zu formulieren.

Die Interviews fanden in LSBT*Q Jugendeinrichtungen oder angemieteten Räumen statt. Die Jugendlichen wurden zu Anfang über den Zweck des Interviews sowie

zentrale Aspekte des Datenschutzes und die Freiwilligkeit der Teilnahme aufgeklärt. Vor Beginn des Interviews erfolgte der Hinweis, dass die Jugendlichen das Interview jederzeit abbrechen können und sie nur die Dinge erzählen sollen, die sie auch erzählen wollen. Im Anschluss an das Interview füllten die Jugendlichen einen kurzen Fragebogen mit soziodemografischen Angaben aus. Ein kurzes Memo, das zeitnah zum Interview erstellt wurde, hielt die Interviewsituation fest.

Die Interviews wurden mit Hilfe eines digitalen Aufnahmegerätes aufgezeichnet und im Anschluss transkribiert und anonymisiert. Die Auswertung erfolgte in Anlehnung an das thematische Kodieren (nach Hopf 1995; Flick 2009), wobei Kurzbeschreibungen der Interviews den Anfang der Auswertung kennzeichnen, in denen für jedes Interview einige soziodemografischen Daten der Jugendlichen wie Alter, Bildungsstand, sexuelle Orientierung und geschlechtliche Zugehörigkeit sowie Wohnort notiert, die zentralen Themen des Interviews stichpunktartig zusammengefasst und mit einem für das Interview charakteristisch Zitat versehen wurden. Mit der Analysesoftware MAXQDA wurde anhand eines ersten Interviews ein Kategoriensystem erstellt, das auf die folgenden Interviews angewendet und durch weitere Aspekte ergänzt und weiterentwickelt wurde. Anschließend konnten die Ergebnisse im Rahmen einer thematischen Auswertung mit Blick auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede interpretiert und dargestellt werden.

Die folgende Übersicht (Tab. 1) stellt die jungen Menschen vor, die an einem qualitativen Interview teilgenommen haben7.

7 Bei den Namen handelt es sich um Pseudonyme, die sich die Teilnehmer_innen teilweise selber gewählt haben.

Tabelle 1: Vorstellung der Jugendlichen, die in der Studie "Coming-out in NRW" an einem Interview teilgenommen haben.

Name	Geschlechtliche Zugehörigkeit	Sexuelle Orientierung	Alter	Aktueller Wohnort	Aktuelle Tätigkeit
Ben	männlich (cis)	schwul	19	mittlere Stadt	Ausbildung
Caro	weiblich (cis)	pansexuell/ohne Label	20	Großstadt	Studium
Dylan	männlich (mit trans* Biografie)	heterosexuell	23	mittlere Stadt	Arbeit
Kirsten	weiblich (cis)	lesbisch	22	Land/Dorf	Studium
Kristoff	männlich (mit trans* Biografie)	keine Definition	25	Großstadt	Arbeitssuchend
Lars	männlich (cis)	schwul	23	mittlere Stadt	Ausbildung
Leonid	männlich (cis)	pansexuell	18	Land/Dorf	Schule
Luca	männlich (mit trans* Biografie)	heterosexuell	16	Großstadt	Schule
Maja	weiblich (cis)	bisexuell	17	Großstadt	Studium
Mascha	weiblich (mit trans* Biografie)	asexuell	26	Metropole	Arbeit
Maxi	questioning	demisexuell, gray aromantisch	21	mittlere Stadt	Praktikum
Romy	weiblich (mit trans* Biografie)	bisexuell	27	mittlere Stadt	Studium
Ramon	männlich (cis)	pansexuell	18	Kleinstadt	Schule
Samuel	männlich (mit trans* Biografie)	heterosexuell	19	mittlere Stadt	Schule
Sonja	weiblich (cis)	lesbisch	24	Großstadt	Arbeit

Quelle: Coming-out in NRW, 2020

7 Coming-out

Coming-out wird in der vorliegenden Studie in die zwei Phasen inneres und äußeres Coming-out unterteilt. Betont werden soll an dieser Stelle, dass es keinen richtigen oder falschen Weg gibt, wie junge Menschen mit ihrer sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Zugehörigkeit umgehen – ebenso wenig, wie es einen idealtypischen Coming-out- oder Transitionsverlauf gibt. Jede Person hat das Recht, selber darüber zu entscheiden, welcher Weg im Umgang mit der eigenen sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Zugehörigkeit für sie passend ist.

7.1 Inneres Coming-out

7.1.1 Alter und subjektive Wahrnehmung

Das innere Coming-out, also die Bewusstwerdung der eigenen sexuellen Orientierung oder nicht cisgeschlechtlichen Zugehörigkeit, verläuft oft phasenweise. Junge Menschen beschreiben ein Gefühl des „anders Seins“, das manchmal schon sehr früh vorhanden ist und sich im Laufe der späten Kindheit verstärkt, um mit Beginn der Adoleszenz deutlich zuzunehmen, so dass eine stärkere Auseinandersetzung die Folge ist. Diese verstärkte Aufmerksamkeit hängt häufig mit körperliche Veränderungen in der Pubertät zusammen, die von trans* oder gender*diversen Jugendlichen als unpassend erlebt werden oder mit Erfahrungen von Verliebt sein, die nicht heteronormativen Erwartungen entsprechen. Allerdings kann sich die Auseinandersetzung immer wieder mit Phasen der Verdrängung und des Wegschiebens abwechseln, weil eine aktive Beschäftigung als bedrohlich oder beängstigend erlebt wird. Vor diesem Hintergrund ist es gut nachvollziehbar, dass in der Onlinebefragung rund ein Viertel (27%) der Jugendlichen keine Angabe dazu machen kann, wann ihnen ihre sexuelle Orientierung bzw. geschlechtliche Zugehörigkeit bewusstwurde. 15% der Teilnehmer_innen geben an, dass sie „es“ schon immer gewusst haben. Der Anteil von trans* und gender*diversen Jugendlichen ist hierbei deutlich höher als der Anteil von Jugendlichen, die über ihre sexuelle Orientierung berichten. Das Durchschnittsalter der Bewusstwerdung lag bei den Teilnehmer_innen, die eine Altersangabe gemacht haben, bei 14 Jahren. Hierbei zeigt sich, dass cisweibliche Jugendliche ein etwas höheres Alter angeben (14,7 Jahre), cismännliche ein etwas niedrigeres Alter (14,2 Jahre) und das Bewusstwerden von trans* und gender*diversen Jugendlichen nochmal früher datiert wird (13,9 Jahre).

In den Interviews zeichnet sich ein ähnliches Bild. Der Gedanke, nicht heterosexuell zu sein, ist den Interviewpartner_innen zwischen ca. 12 und 17 Jahren gekommen. Im Gegensatz dazu sagen bis auf eine Person alle Jugendlichen, die über ihre geschlechtliche Zugehörigkeit berichten, dass sie schon seit sie denken können das Gefühl hatten, kein Junge bzw. Mädchen zu sein oder sich mit der ihnen zugewiesenen Geschlechtsrolle nicht identifizieren zu können, dieses Gefühl aber nicht näher benennen zu können.

„Aber so wirklich dieses so: ‚Eigentlich bin ich keine Frau, eigentlich bin ich kein

Mädchen', da kann ich mich halt echt Ewigkeiten erinnern. Ich hab's halt nur nie ernst genommen. Also, auch ich selber hab's nie ernst genommen."

(Kristoff, 25 Jahre)[8]

Die Jugendlichen beschreiben unterschiedliche Wege, wie sie wahrgenommen haben, dass sie nicht heterosexuell bzw. nicht cisgeschlechtlich sind. Hierbei zeigt sich ein interessanter Unterschied: Junge Menschen, die nicht heterosexuell sind, sind in ihrer nächsten Nähe umgeben von Konzepten, von denen sie sich als unterschiedlich erleben und abgrenzen können, um ihr eigenes Erleben zu definieren. Sie sehen beispielsweise im Alltag, dass sich Gleichaltrige in gegengeschlechtliche Personen verlieben, während sie selber diese Attraktion nicht verspüren bzw. sie sich auf gleichgeschlechtliche Menschen bezieht, von denen sie sich sexuell, romantisch oder emotional angezogen fühlen.

„Natürlich kann man das nicht so genau sagen, weil es ist ja nicht, dass man morgens aufwacht und man denkt sich ´Ach Gott, ich glaube, ich bin nicht heterosexuell´, sondern das ist auch so ein Prozess und bei mir war das mit ungefähr 13 eben und das war so die Phase wo sich die Klassenkameraden angefangen haben so für das andere Geschlecht zu interessieren und ich fand das auch interessant, also das ist nicht so an mir vorbei gegangen, aber ich hatte halt immer die Frage ‚Ja, aber warum nur das andere Geschlecht? Das versteh ich nicht?´"

(Maja, 17 Jahre)

Die Identifikation verläuft häufig über die Abgrenzung von nahem, täglichem Erleben und dem Wissen bzw. der eigenen Erfahrung, dass Heterosexualität nicht die einzige Möglichkeit ist. Im Gegensatz dazu beschreiben nicht cisgeschlechtliche Jugendliche, dass sie über Beiträge im Fernsehen oder andere trans* bzw. queere Personen auf das Thema aufmerksam wurden. Alleine die Abgrenzung von dem was bekannt ist, reicht hier nicht aus, weil es zum Teil nicht in der Vorstellung der jungen Menschen vorhanden ist, ein anderes als das bei der Geburt zugewiesene Geschlecht zu haben. Im Zitat einer Jugendlichen wird deutlich, wie gravierend fehlende Modelle bzw. fehlendes Wissen über nicht cisgeschlechtliche Lebensweisen für das Erleben von jungen trans* Personen sind.

„Also, im Endeffekt ist es halt so, dass 'ne Menge Transpersonen und mich eingeschlossen sich nie gedacht haben ´Ich wär' gern ein Mädel´, weil ihnen gar nicht bewusst war, dass das ging. Und so, ich verschwend' halt keinen Gedanken an irgendwas, von dem ich nicht weiß, dass es geht. Das wär' ja so, wie wenn ich jeden Tag sagen würd': ´Ach! Wär' das toll, wenn ich fliegen könnte´. Ja! Wär' schön! Aber, ich kann mir auch ne Pizza bestellen und damit glücklich werden. […] Ich hab' halt das über Hormone gelesen und dann so: Ach. Das geht?! Ach so!"

(Mascha, 26 Jahre)

Es braucht Modelle, die sichtbar machen, dass es Alternativen zu einem binären cisgeschlechtlichen Erleben gibt. Dazu zählen auch Menschen, die sich als trans*

8 Die Interviewzitate wurden für eine bessere Lesbarkeit sprachlich geglättet.

bzw. nicht cisgeschlechtlich definieren und auf persönlichem oder digitalem Weg in das Leben der jungen Menschen treten.

„Ich hab´ damals, als zwölfjähriges oder dreizehnjähriges Mädchen, Kim Petras bei stern TV gesehen […]. Und die hab´ ich dann gegoogelt und fand das total toll und ‚Oh mein Gott stimmt, ich bin Transgender' und ja ‚Ich bin ein Mädchen und oh mein Gott, die ist ja genauso wie ich'."

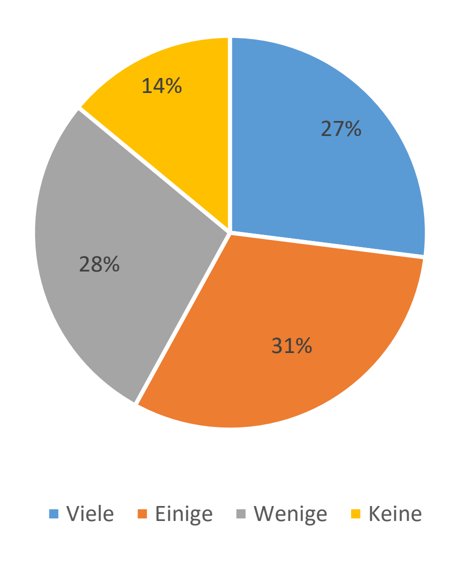
(Romy, 27 Jahre)

Die Information darüber, dass es eine Vielzahl von geschlechtlichen Zugehörigkeiten gibt, die über Cisweiblichkeit und Cismännlichkeit hinausgehen, ist noch nicht Bestandteil des Alltagswissens. Gleiches gilt für sexuelle Vielfalt, wobei hier – wenn auch in Teilen an Stereotypen orientiert – Grundkenntnisse eher vorhanden zu sein scheinen. Es gibt gleichzeitig noch immer viele Jugendliche, die in ihrer heteronormativen Umgebung keine Worte für ihre Empfindungen finden und sich diese mühsam im Coming-out Prozess erarbeiten müssen.

7.1.2 Bedenken im Vorfeld eines äußeren Coming-outs

Dass sexuelle und geschlechtliche Vielfalt noch kein selbstverständlicher Bestandteil gesellschaftlicher Realität ist, zeigt sich auch in den Bedenken der jungen Menschen vor ihrem ersten äußeren Coming-out. Lediglich rund 14% der befragten Teilnehmer_innen aus NRW gaben an, dass sie keine Bedenken vor diesem Schritt hatten (Abb. 4).

Abb. 4: Ausmaß von Bedenken vor dem ersten äußeren Coming-out (Teilnehmer_innen der Onlinebefragung aus NRW; N=1.138)



Quelle: Coming-out in NRW, 2020

Ein Teil der Jugendlichen berichtet in den Interviews, dass sie große Bedenken und Sorgen hatten, bevor sie mit einer anderen Person über ihr Erleben gesprochen haben. Die Befürchtungen bezogen sich hierbei auf unterschiedliche Personen bzw.

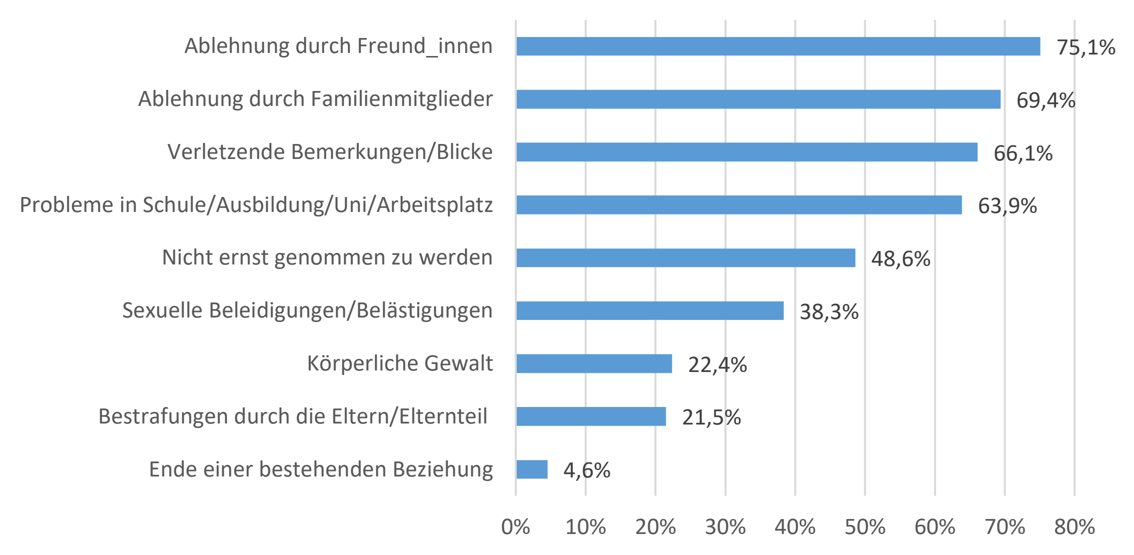
Situationen wie z.B. die Eltern, die Bildungs- oder Arbeitsstelle oder Personen im nahen persönlichen Umfeld. Diese Bedenken kamen auch zum Tragen, wenn die jungen Menschen für sich zufrieden mit ihrer Entwicklung waren, aber Unklarheit darüber bestand, wie die Umwelt auf ein Coming-out reagieren würde.

„[…] meine größte Sorge war tatsächlich, als ich das irgendwie für mich rausgefunden hab, nicht, wie geh ich selbst damit um, für mich war das weniger ein Problem, eher so, wie sag ich´s den andern und wie wird meine Familie jetzt auf mich reagieren?“

(Ben, 19 Jahre)

Die unterschiedlichen Befürchtungen vor dem ersten Coming-out zeigen sich auch in der Onlinebefragung (Abb. 5).

Abb. 5: Formen von Bedenken vor dem ersten Coming-out (Teilnehmer_innen der Onlinebefragung aus NRW; N=944; Mehrfachnennungen möglich)



Quelle: Coming-out in NRW, 2020

Die Ablehnung durch Freund_innen, durch Familienmitglieder sowie Probleme an Bildungs- oder Arbeitsstätten sind die für die Jugendlichen präsentesten Befürchtungen. Allerdings unterscheiden sie sich mit Blick auf die unterschiedlichen Teilgruppen: Cismännliche schwule und bisexuelle Jugendliche haben insbesondere Befürchtungen vor körperlicher Gewalt, sexueller Belästigung oder Beleidigung und Bestrafung durch die Eltern. Cisweibliche lesbische und bisexuelle Jugendliche erwarten insbesondere, dass sie nicht ernst genommen werden. Trans* und gender*diverse junge Menschen haben diese Befürchtung in nochmal höherem Maße sowie Furcht vor verletzenden Bemerkungen und Blicken. Für sie steht auch die Sorge im Raum, durch ein Coming-out eine bestehende Beziehung zu gefährden. Geschlechtsspezifische Gewaltformen und die Ausblendung weiblicher Sexualität setzt sich so in den Erwartungen der Jugendlichen fort.

7.1.3 Bewertung der Zeit der Bewusstwerdung

Die Zeit der Bewusstwerdung beschreibt ein Teil der Jugendlichen vor diesem Hintergrund als anstrengend und schwierig, ein anderer Teil als eher unkompliziert. Insbesondere, wenn junge Menschen sich über einen langen Zeitraum alleine mit ihren Gedanken bezüglich ihrer sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Zugehörigkeit auseinandersetzt haben, beurteilen sie ihr inneres Coming-out als schwieriger.

„Und dann hab´ ich halt ein Stück weit dann immer weiter, hab mir dann so überlegt, Ja, wem kann man´s erzählen? Wem kann man´s besser nicht erzählen?‘"

(Lars, 23 Jahre)

Insgesamt ist die Zeit der Bewusstwerdung für lesbische und bisexuell weibliche Jugendliche tendenziell weniger belastend als für schwule und bisexuell männliche Jugendliche, was sich auch in den Sorgen vor dem Coming-out abzeichnet, die schwule und bisexuell männliche Jugendliche stärker angeben. Die Sorge vor negative Reaktionen wird in dem oberen Zitat deutlich und ist kein Einzelfall. Trans* und gender*diverse Jugendliche erleben ihr inneres Coming-out am schwierigsten, was mit ihren größeren Befürchtungen vor dem äußeren Coming-out zusammenpasst sowie mit dem Aspekt, dass in dieser Gruppe die meisten Jugendlichen zu finden sind, die angegeben haben, „es" schon immer oder seit dem frühen Kindesalter gewusst zu haben – sich also zum Teil sehr lange alleine mit diesem Empfinden auseinandergesetzt haben. Hinzu kommt, dass die binäre Geschlechterordnung ein stark strukturierendes und unumgängliches gesellschaftliches Merkmal ist und Informationen über geschlechtliche Vielfalt noch sehr viel weniger verbreitet sind, als dies mit Blick auf die sexuelle Orientierung der Fall ist.

Jüngere Jugendliche, diejenigen mit niedriger bis mittlerer formaler Bildung(saspiration), Jugendliche, bei denen wenig Zeit zwischen innerem und äußerem Coming-out vergangen ist sowie jene, die in urbanen Gebieten aufgewachsen sind, erleben die Zeit der Bewusstwerdung als weniger belastend. Gleiches gilt für LSBT*Q Jugendliche ohne familiäre Migrationsgeschichte bzw. diejenigen, bei denen eine Migration nicht mit Ländern in Bezug steht, in denen nicht heteronormative Lebensweisen stigmatisiert bzw. kriminalisiert werden.

Zu den eigenen Überlegungen und Gefühlen, der möglichen Unsicherheit oder Ambivalenz kommt zum Teil auch ein Erwartungsdruck, was ein vermeintlich „idealtypisches" Coming-out angeht.

„Dieses ‚obligatorische´ (Anm.: äußere) Coming-out. Es gibt wirklich viele, die glauben einfach, ich muss das irgendjemanden erzählen, egal, was die Reaktion ist. […] Das ist ja irgendwie absurd. Man soll sich ja selbst entscheiden, wie man was preisgibt. Und wenn man sich nicht sicher ist, was die andere Person darüber denkt oder wenn man weiß, dass das negativ wird, dann sollte einem das wirklich nicht egal sein, weil es kann wirklich schlimme Konsequenzen haben. […] Es gibt keinen Druck. Es ist keine Pflicht. Man muss es nicht tun. Du bist nicht weniger schwul oder nicht weniger lesbisch oder was auch immer, wenn du es nicht machst. Weil, das wichtigste dabei ist nämlich die eigene Sicherheit."

(Leonid, 18 Jahre)

7.2 Erstes äußeres Coming-out

Auch wenn ein äußeres Coming-out keine Voraussetzung zur Teilnahme an der Studie war, haben 95% der Teilnehmer_innen aus NRW in der Vergangenheit mit anderen Menschen über ihre sexuelle Orientierung bzw. geschlechtliche Zugehörigkeit gesprochen. Die Gründe, die für junge Menschen gegen ein Coming-out sprechen, sind im Prinzip identisch mit den Befürchtungen, die LSBT*Q Jugendliche vor ihrem Coming-out hatten: Angst vor Zurückweisung in sozialen familiären wie freundschaftlichen Beziehungen und Probleme im Bildungs- und Arbeitsbereich. In der Gruppe der jungen Menschen, die ein Coming-out bisher vermieden haben, finden sich überdurchschnittlich viele bisexuell-männliche Jugendliche.

7.2.1 Gründe für ein Coming-out

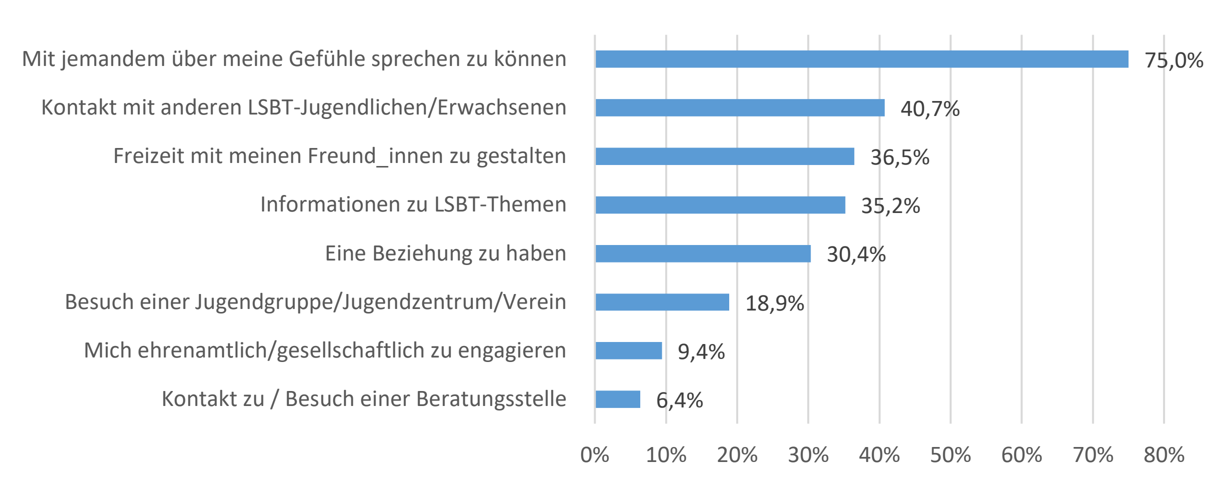
Es lassen sich zwei zentrale Motive feststellen, aus denen heraus junge LSBT*Q Personen ein äußeres Coming-out haben: Zum einen, dass die jungen Menschen mit jemandem über ihre Gefühle reden wollen und zum anderen, dass sie sich nicht mehr verstellen möchten. Schlussendlich heißt das, dass für junge Menschen ein Coming-out unumgänglich ist, wenn sie authentisch sein, über ihr Empfinden sprechen und Unterstützung von anderen Personen erhalten möchten. Um dieses Dilemma aufzulösen, bleibt ihnen keine Wahl: Wenn sie über ihre Gedanken und Gefühle sprechen wollen, lässt sich die Benennung der sexuellen Orientierung bzw. geschlechtlichen Zugehörigkeit – und damit ein Coming-out – kaum vermeiden. Sie müssen quasi die für sie nicht passende Vorannahme, heterosexuell bzw. cisgeschlechtlich zu sein, widerlegen. Darüber hinaus war die Angst vor unangenehmen Folgen und ein fehlendes Sicherheitsgefühl über die eigene sexuelle Orientierung bzw. geschlechtliche Zugehörigkeit im Vorfeld relevant vor einem Schritt nach außen. Bei jungen Lesben und bisexuellen Cisfrauen war der Beginn einer Beziehung ein häufiger Grund für ein Coming-out, bei trans* und gender*diversen Jugendlichen der Wunsch, ihre Transition zu beginnen. Ein Teil der befragten jungen Menschen gibt an, dass das erste Coming-out eher ungeplant „einfach so passiert ist“ (20%), rund 14% wurden auf ihre sexuelle Orientierung bzw. geschlechtliche Zugehörigkeit von anderen angesprochen, einige wenige wurden durch andere Personen ungewollt geoutet.

Wie LSBT*Q Jugendliche ihre im Vorfeld bestehenden Unsicherheiten wie z.B. das fehlende Sicherheitsgefühl oder Angst vor unangenehmen Folgen bewältigen können, zeigen die verschiedenen Unterstützungsmechanismen.

7.2.2 Unterstützung während des ersten äußeren Coming-outs

Für queere Jugendliche ist es wichtig, Unterstützung und Rückhalt zu erleben. Dies gilt besonders für die Zeit des Coming-outs aber auch darüber hinaus. Wie die folgende Tabelle zeigt, gibt es eine Vielzahl von Aspekten, die die jungen Menschen während ihres ersten Coming-outs bzw. auf dem Weg dorthin als unterstützend erleben und die dabei hilfreich sein können, Ängste und Sorgen abzubauen (Abb. 6).

Abb. 6: Antworten der Teilnehmer_innen der Onlinebefragung aus NRW: Was hat dir während deines ersten Coming-outs geholfen? (N=1.080; Mehrfachnennungen möglich)



Quelle: Coming-out in NRW, 2020

Für cisweibliche lesbische und bisexuelle Jugendliche ist besonders häufig eine Beziehung ein unterstützender Faktor. Trans* und gender*diverse Jugendliche nehmen eher gezielt Unterstützung in Anspruch als cisgeschlechtliche lesbische, schwule oder bisexuelle Jugendliche. Für sie sind Informationen zu LSBT*Q Themen, Kontakte zu anderen LSBT*Q Jugendlichen sowie Besuche in Beratungsstellen besonders hilfreich. Diesen großen Stellenwert von Anlaufstellten für queere Jugendliche verdeutlicht auch das folgende Zitat.

„Also, ganz platt ausgedrückt: Wenn ich die queere Jugendgruppe nicht gehabt hätte, hätte ich ja quasi nie mein Coming-out gehabt. Bah, jetzt werde ich dramatisch. Also, jetzt, so das erste, was ich echt dachte, mein erster Gedanke war, wenn ich dieses, wenn ich keine Anlaufstellen gehabt hätte, wüsste ich nicht, ob ich heute am Leben wär´."

(Kristoff, 25 Jahre)

In den Interviews wird auch deutlich, wie hilfreich es ist, sich in seinem eigenen Tempo über die Situation klar werden zu können und die weiteren Schritte zu planen. Ebenso zeichnet sich ab, dass ein liberales und offenes Umfeld, vor allem im familiären Kontext aber auch unter Peers unterstützend wirkt. Auch Rollenvorbilder, die im Umfeld der jungen Menschen verfügbar sind, können den Coming-out Prozess erleichtern bzw. unterstützen.

„Die Betreuerinnen (Anm.: im allgemeinen Mädchentreff) waren teilweise eben auch, haben sich als lesbisch identifiziert und waren sehr offen damit und irgendwie wusste ich schon ein paar Sachen da drüber, aber halt so aus der Hetero-Sicht, glaub ich noch. […] das war so der Grundstein, der gelegt wurde, dass ich nie Probleme damit hatte so richtig, weil ich gesehen habe ‚Ja, die gehen ja damit um, den geht‘s jetzt nicht schlecht damit, sondern im Gegenteil, die freuen sich eigentlich fast da drüber, so´ und das war, glaub ich, sehr empowernd für mich damals."

(Caro, 20 Jahre)

7.2.3 Alter beim ersten äußeren Coming-out

Im Durchschnitt waren die jungen Menschen, die sich in NRW an der Onlinebefragung beteiligt haben, knapp 17 Jahre alt, als sie das erste Mal mit einer anderen Person über ihre Gefühle und Gedanken bezüglich ihrer sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Zugehörigkeit gesprochen haben. Ausgehend von den Altersangaben der Bewusstwerdung ergeben sich hier für die verschiedenen Gruppen von Teilnehmer_innen unterschiedlich lange Zeitspannen zwischen der Bewusstwerdung und der Öffnung nach außen (ohne die Altersangaben „ich wusste es schon immer“ bzw. „kann ich nicht so genau sagen“). Dies macht deutlich, dass die innere, oft einsame und verunsichernde Auseinandersetzung mit der eigenen sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Zugehörigkeit einen nicht zu unterschätzenden Zeitraum von mehreren Jahren einnimmt (Abb. 7).[9]

Abb. 7: Alter der Teilnehmer_innen der Onlinebefragung aus NRW und Zeitspanne zwischen innerem und äußerem Coming-out

Quelle: Coming-out in NRW, 2020

Die Zahlen zeigen, dass cisweibliche lesbische und bisexuelle Jugendliche zwar ein späteres Alter der Bewusstwerdung angeben, dafür ihr äußeres Coming-out jedoch früher stattfindet und die Zeitspanne dieser beider Ereignisse somit deutlich kürzer ist. Am längsten ist die Zeit bei trans* und gender*diversen, wobei bedacht werden muss, dass die Angaben derjenigen, die gesagt haben, sie wussten „es“ schon immer,

9 Orientierungs*diverse Jugendliche tauchen in dieser Grafik nicht auf, weil das erste äußere Coming-out bei den meisten von ihnen noch im Kontext einer Beschreibung wie lesbisch, schwul oder bisexuell stattgefunden hat. Die alternative Eigenbezeichnung hat sich erst im Laufe der Zeit entwickelt. Aus diesem Grund ist die Teilgruppe orientierungs*divers mit Blick auf das erste äußere Coming-out zu klein, um an dieser Stelle Ergebnisse zu präsentieren.

hier nicht in die Berechnung eingeschlossen sind. Wären sie es, läge die Zeitspanne – wie bei allen Teilgruppen – noch deutlich höher. Jugendliche, die in der ersten Generation nach Deutschland migriert sind, haben ihr äußeres Coming-out im Durchschnitt ein Jahr später als Jugendliche ohne Migrationshintergrund oder diejenigen, die in der zweiten Generation in Deutschland geboren sind.

Wichtig ist an dieser Stelle, dass die Auseinandersetzung mit der eigenen sexuellen Orientierung bzw. geschlechtlichen Zugehörigkeit nur eine von vielen thematischen Herausforderungen ist, denen junge Menschen während der Adoleszenz gegenüberstehen. Sie haben eine Reihe weiterer Entwicklungsaufgaben zu bewältigen, wie beispielsweise Herausforderungen in Schule, Ausbildung, Studium oder Arbeit, den Aufbau eines Freundeskreises, die Ablösung vom Elternhaus, das Ausprobieren von Beziehungen und Sexualität, die Übernahme und Entwicklung von Werten und Normen und ggf. das Ankommen und Einleben in Deutschland, verbunden mit Umzügen und einer Trennung von Heimat und Teilen der Familie. Die Zeit des Heranwachsens ist somit ohnehin herausfordernd, auch durch körperliche und hormonelle Veränderungen. Kommt eine intensive Auseinandersetzung mit einer external und ggf. auch internal als unpassend erlebten sexuelle Orientierung bzw. geschlechtliche Zugehörigkeit hinzu, können sich Probleme entwickeln.

7.2.4 Adressat_innen des ersten äußeren Coming-outs

Die meisten befragten LSBT*Q Jugendlichen aus NRW (67%) haben sich an eine Person aus ihrem Freundeskreis gewandt, um das erste Mal über ihre sexuelle Orientierung bzw. geschlechtliche Zugehörigkeit zu sprechen. Meist ist es die beste Freundin, gefolgt von anderen Freund_innen und dem besten Freund. Für trans* und gender*diverse Jugendliche ist die Mutter die häufigste Ansprechperson. Es zeigt sich insgesamt der Effekt, dass deutlich häufiger eine weibliche Person als erste Ansprechpartnerin fungiert.

In den Interviews wird deutlich, dass oft gar nicht so ganz klar ist, wann die jungen Menschen das erste Mal mit jemandem gesprochen haben, sondern eher Coming-out Situationen im Gedächtnis bleiben oder beschrieben werden, die besonders wichtig waren z.B. gegenüber den Eltern. Stammt die erste adressierte Person aus der Familie, war es mit Abstand am häufigsten die Mutter. Meistens findet ein Coming-out auf persönlichem Weg statt, es gibt jedoch auch Jugendliche, die Briefe schreiben oder digitale Medien für diesen Schritt nutzen. Die jungen Menschen suchen sich Personen als Gegenüber, von denen sie sich Unterstützung und Verständnis erhoffen.

In mehreren Interviews erwecken die Erzählungen der Jugendlichen den Eindruck, dass sie schon lange vor einem äußeren Coming-out deutlich gemacht haben, dass ihr zugewiesenes Geschlecht nicht passend ist bzw. sie durch ihre Umwelt nicht als cisgeschlechtlich oder heterosexuell wahrgenommen wurden. Ein Coming-out kommt dadurch eher dem Benennen eines offenen Geheimnisses gleich und markiert in erster Linie den Aufbruch für Veränderungen im Leben der jungen Menschen, die sich an diese Offenlegung anschließen, wie z.B. die Verwendung eines passenden Namens und Pronomens bei trans* Jugendlichen, den Beginn einer nicht

heterosexuellen Beziehung oder Anschluss und Engagement in der LSBT*Q Community.

7.2.5 Reaktionen auf ein äußeres Coming-out

Die überwiegende Mehrheit der befragten Jugendlichen beurteilt die Reaktion auf ihr erstes äußeres Coming-out in der Onlinebefragung als sehr gut (68%) oder eher gut (23%). Dies ist darauf zurückzuführen, dass sie sich, soweit sie die Möglichkeit haben, Menschen suchen, denen sie vertrauen und von denen sie Unterstützung und Akzeptanz erwarten. Trans* und gender*diverse Jugendliche, für die wie beschrieben oft die Mutter die erste Ansprechpartnerin ist, bewerten die Reaktion auf ihr erstes Coming-out allerdings mehrheitlich eher schlecht. Das bedeutet jedoch nicht, dass die Mutter oder die Eltern schlecht im Sinne von negativ oder ablehnend reagieren. Auch überraschte oder besorgte Reaktionen können als Infragestellung oder Kritik erlebt werden. Unbenommen kommen aber auch ablehnende Reaktionen vor und können die Beziehung langfristig negativ belasten. Allerdings zeigt sich in den Interviews, wie hoch komplex die Situation für Eltern sein kann, die ja eine andere Rolle gegenüber ihrem Kind einnehmen als beispielsweise Freund_innen.

„Ich habe angefangen, bei engeren Freunden, dass ich denen halt einfach gesagt habe oder geschrieben habe so, Du, ich glaub, ich habe so ein kleines Problem. Ich fühle mich als Mann´. Ich würde sagen, dass mein Freundeskreis das sehr gut aufgenommen hat – irgendwie so, ja, okay. Ja dann ist das halt so´. In meiner Familie, oder zumindest bei meiner Mutter, war das eher schwierig, also ich glaub, dass ich einerseits halt große Angst davor hatte, wie so die Reaktionen sein könnten und andererseits dann halt auch eher so eine Ablehnung dem gegenüber aufgetaucht ist. […] Heute (Anm.: ist die Situation) deutlich besser, also ich würde sagen, dass meine Eltern zu meinen größten Unterstützern so gehören. Ich glaube, das hatte viel damit zu tun, einerseits, dass sie sich damit nicht auskannten und halt auch irgendwie Angst hatten, selbst was falsch gemacht zu haben und glaube ich auch sehr daran gedacht haben irgendwie, dass mir das vielleicht irgendwie schaden könnte oder dass ich mir selbst irgendwie nicht sicher wäre oder sowas. Und ich glaub, dass die über die Jahre eher erkannt haben, dass es mich deutlich glücklicher macht als anders rum."

(Samuel, 19 Jahre)

Dieses Zitat verdeutlicht, auf welchen Ebenen ein Coming-out Eltern anspricht und weshalb eine Reaktion weniger positiv und unterstützend ausfallen kann, als es sich die Jugendlichen wünschen bzw. sie dies bräuchten: Das fehlende Wissen über sexuelle und geschlechtliche Vielfalt, die Angst, in der Erziehung etwas falsch gemacht zu haben, die Sorge um das eigene Kind und – was an dieser Stelle nicht benannt wird – die zu erwartenden Reaktionen, Bewertungen und ggf. Probleme durch das soziale Umfeld.

7.3 Weiterer Coming-out-Verlauf

Coming-out ist kein einmaliges, isoliertes Ereignis. Vielmehr muss jede nicht heterosexuelle oder nicht cisgeschlechtliche Person in wiederkehrenden, alltäglichen Situation für sich klären, wie sie mit ihrer sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Zugehörigkeit umgehen will. Oft entsteht dabei der Eindruck, dass LSBT*Q

Personen ihre Lebensweise extra betonen. Vor dem Hintergrund der Unsichtbarkeit und Ausblendung von LSBT*Q Lebensweisen gilt jedoch eher: Menschen, die nicht heteronormativen Erwartungen an Sexualität und Geschlecht entsprechen, fallen alleine schon durch alltägliche Handlungen auf, ohne diese zu betonen. Wenn ein lesbisches Paar Hand-in-Hand auf der Straße spazieren geht, verhalten sie sich so, wie heterosexuelle Paare auch – sie halten sich an der Hand. Sie tun nichts Anderes als „alle anderen" auch – fallen jedoch sofort auf, weil es nicht dem vorherrschenden gesellschaftlichen Bild entspricht. Wenn eine junge Frau vielleicht mit ihrer Partnerin in den Bergen beim Wandern war oder ein junger Mann sich in einen anderen Mann verliebt hat, erfolgt zwangsläufig ein Coming-out, immer wieder und in jedem Lebensalter. In jeder Situation, sei es die Unterhaltung auf dem Pausenhof über die Erlebnisse vom Wochenende oder das erste Verliebtsein, muss überlegt werden, ob – alleine schon durch das Erzählen – ein Coming-out gewollt ist oder nicht. Bei jungen trans* und gender*diversen Jugendlichen führt das binäre Geschlechtersystem noch häufiger zu Situationen, in denen sie ungewollt ein Outing erleben, beispielsweise durch die Verwendung eines falschen Pronomens oder Namens. Sie wünschen sich, entsprechend ihrer geschlechtlichen Zugehörigkeit wahrgenommen zu werden und auf Erklärungen verzichten zu können.

„Irgendwann, da bin ich ja so weit, da muss ich das ja gar nicht erwähnen, dass ich irgendwann mal eine Frau gewesen bin."

(Dylan, 23 Jahre)

Mit Blick auf den weiteren Verlauf des Coming-outs, zeigt sich, dass sich die Reaktionen verändern. So geben 41% der jungen Menschen in der Onlinebefragung an, dass sie insgesamt die Reaktionen von Menschen auf ein Coming-out sehr gut fanden, 50% fanden die Reaktionen eher gut. Vermutlich hängen diese im Vergleich zum ersten äußeren Coming-out niedrigeren Werte damit zusammen, dass das erste Coming-out oft gegenüber Personen stattfindet, zu der die jungen Menschen ein gutes Verhältnis haben. Im Lauf der Zeit findet ein Coming-out auf vor Menschen statt, zu denen die LSBT*Q Jugendlichen eine weniger enge oder keine gute Beziehung haben, weshalb die Reaktionen weniger positiv, freundlich oder wohlwollend ausfallen. Weniger als 10% der jungen Menschen bewerten die Reaktion sowohl auf ihr erstes Coming-out als auch insgesamt als schlecht bzw. sehr schlecht.

Sowohl in den Interviews als auch den quantitativen Daten zeigt sich darüber hinaus, dass die Findung der eigenen sexuellen Orientierung bzw. geschlechtlichen Zugehörigkeit auch nach dem ersten äußeren Coming-out einen prozesshaften Charakter hat und von Suchbewegungen begleitet sein kann. 18% der befragten LSBT*Q Jugendlichen geben in der Onlinebefragung als ihre aktuelle Selbstbezeichnung eine andere an, als die, die sie beim ersten Coming-out genutzt haben. Dies ist in erster Linie bei schwulen und lesbischen Jugendlichen der Fall, die zuerst ein bisexuelles Coming-out hatten. Diese Entwicklung heißt nicht, dass Bisexualität keine eigenständige sexuelle Orientierung oder nur eine „Phase" ist. Vielmehr ist es augenscheinlich für einige Jugendliche die erste Option, wenn sie feststellen, dass sie nicht heterosexuell sind. Ein entsprechendes Coming-out als bisexuell kann dann gleichzeitig das eigene momentane Selbstbild ausdrücken und auch strategische Elemente enthalten, insofern Bisexualität (vermeintlich) keinen absoluten Bruch mit dem Ideal der Heterosexualität darstellt. Zudem haben junge Menschen, die sich

heute als trans* oder gender*divers definieren, zum Teil vorher ein Coming-out bezüglich ihrer sexuellen Orientierung gehabt – hier koppeln sich sukzessive Prozesse der Auseinandersetzung mit sich selber, mit den in der eigenen Realität präsenten Lebensweisen und strategischen Überlegungen. In den Interviews mit den jungen Menschen wird deutlich, dass viele von ihnen in einem prozesshaften Verlauf, auch über Diskussionen mit anderen queeren Jugendlichen und in Reflexion mit sich selber zu den Selbstbeschreibungen ihrer geschlechtlichen Zugehörigkeit bzw. sexuellen Orientierung gekommen sind.

Die Ergebnisse der Onlinebefragung zeigen zudem, dass viele LSBT*Q Jugendliche sehr genau unterscheiden, in welchen Kontexten bzw. gegenüber welchen Personen sie ihre sexuelle Orientierung bzw. geschlechtliche Zugehörigkeit öffentlich machen wollen oder können und wo nicht. Gegenüber den Eltern und Geschwistern sind viele junge Menschen vollständig geoutet. Mit Blick auf die Mutter geben dies mehr als 75% an, gegenüber dem Vater und den Geschwistern sind es jeweils 66%. Bezogen auf Menschen im weiteren Familienkreis berichten 27% der LSBT*Q Jugendlichen, dass sie vollständig, bzw. 33% teilweise out sind.

In einigen Bereichen wird klar, dass LSBT*Q Jugendlichen dezidiert ein Coming-out vermeiden. Dies trifft insbesondere auf Sportvereine, soziale Netzwerke und religiöse Gemeinden zu. Bezogen auf diese Kontexte geben im Onlinefragebogen jeweils zwischen 30% und 40% der dort aktiven Jugendlichen an, in diesen Räumen kein Coming-out zu wollen. Jeweils rund 20% der Jugendlichen möchten dies zudem nicht im weiteren Familienkreis und in allgemeinen Jugendeinrichtungen.

In einzelnen Interviews beschreiben die jungen Menschen, dass sie ein Coming-out sozusagen zurückgenommen haben, nachdem sie ihre sexuelle Orientierung einer bestimmten Person gegenüber als nicht heterosexuell benannt haben. Sie nahmen die entsprechenden Situationen als unpassend oder gefährlich wahr, waren dadurch verunsichert und haben für sich nur die Lösung gesehen ihre Aussage zu relativieren bzw. zurück zu nehmen.

„Aber dann habe ich versucht, mich bei meiner besten Freundin zu outen als ich 16 war. Aber sobald ich gesagt habe, dass ich bi bin, hab‘ ich sofort wieder alles zurückgenommen. Weil, auf einmal dachte ich. Oh, ich steh doch gar nicht auf Frauen. Also, irgendwie war das gefühlt viel zu früh. Ich glaub, es lag daran, weil sie gefragt hatte, woher ich das weiß und ich war mir selber noch nicht so ganz sicher. Und dann hab‘ ich das alles zurückgenommen. Und es hat dann wirklich drei Jahre gebraucht bis ich mich dann bei ihr geoutet hab, sozusagen ein zweites Mal.“

(Kirsten, 22 Jahre)

Dieses Zitat verdeutlicht zum einen die bereits beschriebene Unsicherheit der LSBT*Q Jugendlichen, zum anderen den langfristigen und prozesshaften Charakter von Coming-out-Verläufen.

8 Diskriminierende und unterstützende Erfahrungen

Im Aufwachsen und (Er)Leben von LSBT*Q Jugendlichen nehmen insbesondere drei soziale Lebensbereiche einen zentralen Platz ein: Die Familie, die Bildungs- oder Arbeitsstätten sowie der Freundeskreis. Ihre jeweilige Bedeutung verschiebt sich zwar im Laufe der Adoleszenz, sie bleiben jedoch durchweg wichtige Referenzpunkte. Insbesondere aus den beiden erstgenannten Kontexten können sich Jugendliche nicht ohne negative und oft langfristige Konsequenzen zurückziehen. Deshalb wurden diese drei Lebensbereiche ausgewählt, um die negativen wie positiven Erfahrungen von jungen LSBT*Q näher zu betrachten. Mit Blick auf das vorherige Kapitel bleibt festzuhalten, dass LSBT*Q Jugendliche, die ein Coming-out in einem oder mehreren Bereichen hatten, wesentlich häufiger angeben, Diskriminierung zu erleben (83%) als junge LSBT*Q, die nicht out sind (52%). Hier wird deutlich, dass Teile der Gesellschaft mit sexueller und geschlechtlicher Vielfalt nicht wertschätzend umgehen, egal ob die eigene sexuelle Orientierung oder geschlechtliche Zugehörigkeit benannt wird bzw. erkennbar ist oder nicht.

8.1 Diskriminierende und unterstützende Erfahrungen in der Familie

Für viele junge Menschen ist die Familie ein wichtiger und enger Bezugsrahmen, von dem sie in hohem Maße abhängig sind, sei es auf emotionaler, finanzieller und (bis zum Alter von 18 Jahren) rechtlicher Ebene. Auch wenn das Verhältnis zur Familie oder zu einzelnen Familienmitgliedern schwierig oder negativ besetzt ist, hat ihre Meinung Gewicht und beeinflusst das Aufwachsen und Erleben der Jugendlichen, ebenso wie dies bei einem positiven und unterstützenden Verhältnis der Fall ist. Wenn es um die Frage nach einem Coming-out geht, ist das erste Gespräch über die sexuelle Orientierung bzw. geschlechtliche Zugehörigkeit mit den Eltern oft ein prägendes Ereignis.

In den Interviews wird deutlich, dass sich der Umgang mit sexueller und geschlechtlicher Vielfalt innerhalb von Familiensystemen deutlich unterscheidet. Hier bewegt sich das Spektrum von einer liberalen, offenen über eine neutrale Haltung hin zu konservativen und ablehnenden Einstellungen. Entsprechend der Grundhaltung in der Familie machen die jungen Menschen unterschiedliche Erfahrungen mit ihrem Coming-out.

Wenn im Familienverband die Möglichkeit alternativer sexueller und geschlechtlicher Lebensentwürfe berücksichtigt wird, eröffnet dies jungen Menschen schon im Aufwachsen einen weiten Raum, was die persönliche Entwicklung und dem Umgang mit dem eigenen Erleben angeht.

„Meine Eltern, muss ich sagen, waren da immer so, dass die auch gesagt haben ‚Ja, wenn du mal irgendwann 'ne Freundin mit nach Hause bringen willst oder einen Freund.‘ War'n da also offen, dass das sein könnte. […] Das war von klein an wirklich

eine Möglichkeit, die existiert hat. Und, das war für mich auch schon auch immer im Prinzip eine Selbstverständlichkeit – seit ich mich erinnern kann."

(Ramon, 18 Jahre)

Der Umgang in der Familie kann auch sehr unterstützend wirken, wenn es darum geht, die eigene geschlechtliche Zugehörigkeit in der Art und Weise zu leben und zu gestalten, wie es für den jungen Menschen passend ist.

„Wenn man mich da (Anm.: im Kindesalter) gefragt hätte, ich hätte gesagt, das, was ich bin ist total Mädchen – einfach, weil das für mich mit überhaupt nichts behaftet war. Das hat mich eigentlich nie gejuckt und irgendwann kam das (Anm.: Gesellschaftliche Anforderungen an eine weibliche Geschlechterrolle) halt so – nicht von meiner Familie her, die haben mich eigentlich immer relativ machen lassen, was ich will. Das ist, so wie ich das erlebe, oft ziemlich gut gewesen, weil – ich durfte anziehen, was ich will und alles, also, was ich von andern halt gehört habe, dass die da extrem eingeschränkt wurden. Das war bei mir echt super. Mit meiner Familie, das war ziemlich gut!"

(Luca, 16 Jahre)

Ist das Familienklima konservativer geprägt, kann das für junge Menschen bedeuten, dass sie nicht offen mit ihrer sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Zugehörigkeit umgehen können und sich verstellen müssen.

„Also, es weiß bis jetzt niemand aus meiner Familie. Ich glaub', ein Großteil meiner Familie ist tatsächlich halt, so homophob oder transphob, also sehr, ziemlich konservativ. […] Und Zuhause, bin ich ziemlich verschlossen. Also, meine Eltern wissen tatsächlich sehr sehr wenig über mich. […] da bin ich auf jeden Fall verschlossen und rede nur über Sachen, die auf etwas völlig anderes hinweisen."

(Leonid, 18 Jahre)

Eine Interviewpartnerin berichtet, dass für sie positive Kontakte im Kindesalter von ihren Eltern unterbunden wurden, damit sie nicht weiter darin unterstützt würde „ein Mädchen zu sein" und davon, wie isoliert sie in der Folge wieder war.

„Also, danach folgten sehr, sehr harte Jahre, muss ich sagen. Bis ich dann wirklich wieder überhaupt dazu [kam], ich sag mal, dass Menschen mir den Raum gegeben haben, so zu sein wie ich bin, dauerte es sehr, sehr lange. […] Also ich muss dazu sagen, so meine Familie war, wie gesagt, sehr dagegen, sind auch sehr konservativ eingestellt. Ja, erstmal durfte ich das tatsächlich nicht weiterverfolgen und ich hatte damals auch ehrlich gesagt keinen wirklichen Freundeskreis, keinen wirklichen Bezug überhaupt zu anderen Menschen draußen, außer meiner eigenen leiblichen Familie und deshalb hab´ ich auch vieles, was mir so gesagt wurde von meinen Eltern oder was mir so vorgegeben wurde, da konnte ich mich irgendwie gar nicht wirklich draus befreien."

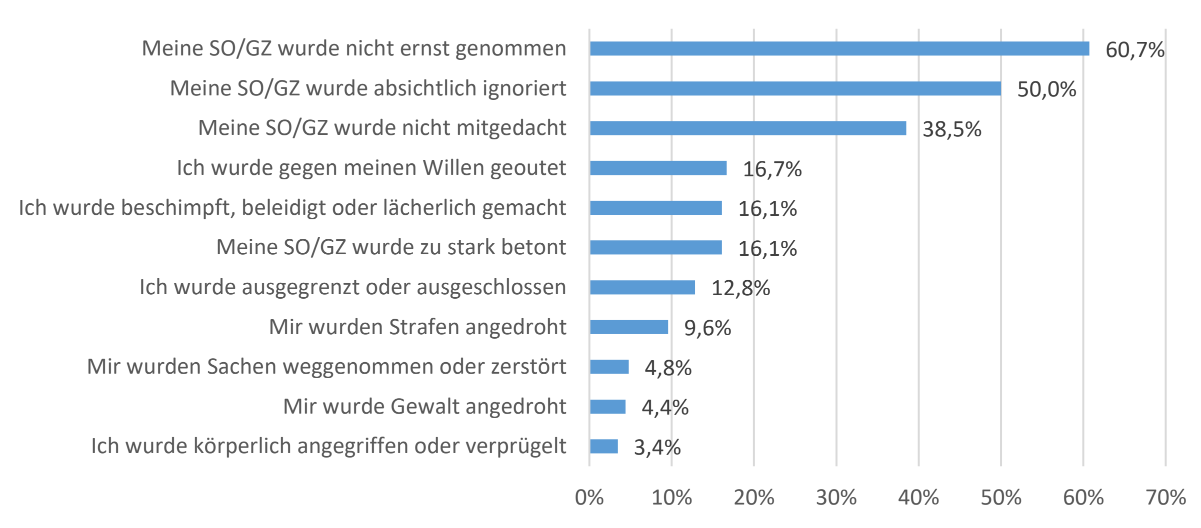
(Romy, 27 Jahre)

Eine offene und liberale Einstellung gegenüber sexueller und geschlechtlicher Vielfalt innerhalb der Familie kann dazu beitragen, dass LSBT*Q Jugendliche ihr inneres und ihr äußeres Coming-out z.B. gegenüber Familienmitgliedern als einfacher und entspannter erleben, als wenn ihnen bewusst ist, dass die Perspektive der Eltern oder weiterer Familienmitglieder wenig wertschätzend oder ablehnend ist. Das heißt nicht, dass die jungen Menschen, die in einem offenen Umfeld aufwachsen, sich keine Gedanken über ihre sexuelle Orientierung bzw. geschlechtliche Zugehörigkeit

und ein Coming-out machen, aber zumindest weisen die Interviews darauf hin, dass die betreffenden Jugendlichen bezüglich des Themas weniger angespannt sind.

Nicht wenige LSBT*Q Jugendliche machen in ihren Familien negative Erfahrungen, dies wird auch in den Daten der Onlinebefragung sichtbar. Knapp die Hälfte (45%) aller Teilnehmer_innen der Onlinebefragung beschreibt Diskriminierung in der engeren Familie. Wie die negativen Erfahrungen dieser Jugendlichen aussehen, wird in der folgenden Grafik ersichtlich (Abb. 8).[10]

Abb. 8: Diskriminierungserfahrungen in der Familie (Teilnehmer_innen der Onlinebefragung aus NRW; N=522; Mehrfachnennungen möglich)



Quelle: Coming-out in NRW, 2020

Die Jugendlichen erleben in ihrer Familie am häufigsten, dass ihre sexuelle Orientierung bzw. geschlechtliche Zugehörigkeit nicht ernst genommen oder absichtlich ignoriert wird. Im familiären Kontext dominieren damit Erfahrungen der Ausblendung. Es kommt darüber hinaus zu Diskussionen und Konflikten, die zum Teil sehr einschneidend sind und bei den Jugendlichen zu Verunsicherung führen können.

„Vor einem Monat oder sowas, hab´ ich dann irgendwie gemerkt, okay, mittlerweile passiert es, dass diese Homophobie von meiner Mutter ein bisschen auf mich abfärbt, also diese internalisierte Homophobie, die ich nie so richtig stark bei mir wahrgenommen hab, jedenfalls nicht auf mich persönlich und dann fing ich aber an, mich zu fragen: ‚Oh ja, warum bist du denn eigentlich so?'. Und hab angefangen dafür Gründe zu suchen […] einfach mit diesem Hintergedanken, ja, es kann ja vielleicht doch nicht so ganz normal sein. Und da hab´ ich gemerkt ‚Okay, stopp, hier muss ich jetzt irgendwie einen Cut machen, weil, also das ist für mich ja eigentlich okay so'."

(Caro, 20 Jahre)

10 Die in der Abbildung verwendeten Abkürzungen SO/GZ stehen für sexuelle Orientierung bzw. geschlechtliche Zugehörigkeit

In mehreren Interviews, insbesondere mit trans* Jugendlichen, beschreiben die jungen Menschen Brüche und Zerwürfnisse in ihrer Familie, die zum Teil noch bis heute andauern.

„Ich bin seit irgendwie jetzt über drei Jahren geoutet. Und mein Vater verwendet immer noch meinen alten Namen vor anderen Leuten, wo er glaubt, dass die das nicht stört. Dass er das halt machen kann. Und dann kommen die zu mir und sagen mir dann so: ‚Was macht dein Vater da eigentlich? Das ist ja megapeinlich.' […] Mein Vater ist die einzige Person, die ein Problem damit hat. Und er kann mir halt den Buckel runterrutschen. Also, das ist dann halt so."

(Mascha, 26 Jahre)

Es gibt demgegenüber aber auch sehr offene Familien, die Beziehungen akzeptieren, die Transition ihrer Kinder unterstützen und sie so gut sie können begleiten.

„Ich bin eigentlich ziemlich zufrieden. Ich habe ein total unterstützendes Umfeld und ich hab´ auch mit meiner Mutter im Speziellen schon Diskussionen oder Gespräche über Gender und Sexualitäten gehabt, die halt super interessant war."

(Maxi, 21 Jahre)

Manchmal dauert es eine Weile, bis sich Eltern auf die Situation eingestellt haben, zum Teil kommt das Coming-out ihrer Kinder für sie überraschend, wobei dies bei den Jugendlichen mitunter Erstaunen auslöst.

„Weißt du, Eltern kennen ja ihre Kinder. Und deshalb versteh' ich das auch manchmal nicht, wenn Eltern irgendwie dann aus allen Wolken fallen."

(Sonja, 24 Jahre)

Zum Teil ist es den LSBT*Q Jugendlichen auch wichtig, dass Familienmitglieder, die nicht im engeren Umfeld sind, über ihre Situation Bescheid wissen, damit sie z.B. den richtigen Namen und das richtige Pronomen verwenden, eine Beziehung kein Geheimnis bleiben muss, es nicht zu Gerüchten oder Gerede kommt oder sie schlicht das Gefühl haben wollen, out leben zu können. Knapp 25% der jungen LSBT*Q berichten davon, in der weiteren Familie negative Erfahrungen gemacht zu haben. Negative Erfahrungen im Familienkontext haben damit vor allem aufgrund der Nähe und engen Beziehungen ein deutliches Belastungspotential.

8.2 Diskriminierende und unterstützende Erfahrungen in Bildungs- und Arbeitsstellen

Bildungs-, Ausbildungs- und Arbeitsstellen sind Lebensbereiche, die im Alltag von jungen Menschen einen großen Raum einnehmen. Der Schulbesuch ist bis zum Ende der Schulpflicht obligatorisch, LSBT*Q Jugendlichen können sich dem Besuch der Schule nicht oder nur unter Sanktionen entziehen. Erst im höheren Jugend- und jungen Erwachsenenalter können sie Einfluss auf den weiteren Verlauf ihrer Schulbahn, die Richtung der Ausbildung oder des Studiums nehmen.

Einen prägenden Einfluss schreiben die befragten LSBT*Q Jugendlichen der Zeit in der allgemeinbildenden Schule den dortigen Erfahrungen mit anderen Schüler_innen und Lehrkräften zu. Einige von ihnen berichten, dass sie schon in der

Grundschule (und teilweise bereits im Elementarbereich) Ausgrenzung und Mobbing erlebt haben, weil sie „anders“ waren und beispielsweise Erwartungen an Geschlechterrollen nicht erfüllten.

Der Umgang mit der eigenen sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Zugehörigkeit ist über die Schulzeit unterschiedlich. Für einige stellt sich die Frage nach einem Coming-out im Kontext Schule nicht, weil sie noch mit ihrer Selbstfindung beschäftigt sind. Aus ihrer heutigen Perspektive stehen sie einem möglichen Coming-out in ihrer damaligen Schulsituation eher skeptisch gegenüber.

„Auf der Realschule noch nicht. […] Da war´s auch glaub ich recht schwierig, wenn man sich da geoutet hätte. Ich glaub, einer hat´s nachher auch gemacht, da war´s dann wieder ein Umdenken, aber klar ist es halt so, dass vor allem im Teenageralter, die meisten grad in die Pubertät kommen und so Sachen ‚Ja guck dir mal die Schwuchtel an‘ und ‚Das ist ja voll schwul‘ und – so was prägen halt auch.“

(Ben, 19 Jahre)

Einzelne Jugendliche berichten, dass sie aktiv versucht haben, ihre sexuelle Orientierung bzw. geschlechtliche Zugehörigkeit im Schulkontext geheim zu halten und ihre Heterosexualität unter Beweis zu stellen, in dem sie z.B. mit einer befreundeten Person eine heterosexuelle Beziehung inszeniert haben. Negative Erfahrungen von anderen offen lebenden LSBT*Q Schüler_innen an der Schule halten Interviewpartner_innen teils von einem eigenen Coming-out an ihrer Schule ab. Andere fokussieren ein Coming-out gegenüber einzelnen Personen oder aber in einem großen Rahmen, z.B. vor ihrem Klassenverband. Die Wege, die die jungen Menschen wählen sind sehr individuell und an die subjektiven Chancen und Gefahren angepasst.

„Und deswegen habe ich gesagt, ich lass es so. Dann müssen die sich nicht gezwungen fühlen (Anm.: Einen anderen Namen und Pronomen zu verwenden). Können die das sagen, so wie die es wollen und nicht dieses - dass die mich damit vielleicht angreifen wollen. Und so schütz ich mich auch selber.“

(Dylan, 23 Jahre)

Bei den Jugendlichen, die sich dezidiert zu einem Coming-out an ihrer Schule entschlossen haben, verlief dies relativ gut, zum Teil einfacher, als sie sich vorgestellt hatten.

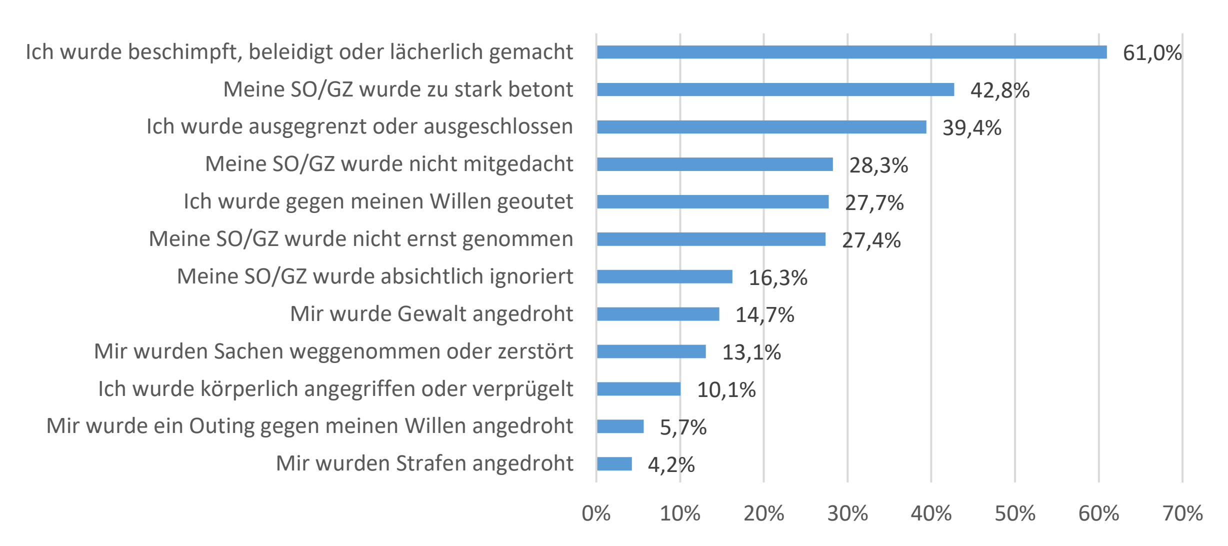
„Das ging dann tatsächlich so ein bisschen rum, sag ich mal, also, dass darüber getuschelt wurde. Dass man merkt ja, wenn über einen gesprochen wird und dann kamen aber auch Leute auf mich zu und haben mich persönlich danach gefragt. […] Die waren sehr interessiert, also die waren gar nicht ablehnend und sind gar nicht mit der Absicht gekommen, mich irgendwie zu beleidigen, sondern die hat das wirklich interessiert. […] Natürlich hat man gemerkt, dass andere vielleicht trotzdem schlecht über einen geredet haben, aber das war jetzt nicht so, dass ich sage, dass ich deswegen unbedingt, diskriminiert wurde in meinem Umfeld, von der Stufe oder so, also da war ich ziemlich glücklich drüber, weil ich mir vorgestellt hab, dass das alles sehr viel schlimmer ausgeht.“

(Maja, 17 Jahre)

Die Diskriminierung, die junge Lesben, Schwule, Bisexuelle, trans* und queere Menschen befürchten und vor der sie sich schützen möchten, erleben viele von

ihnen jedoch trotzdem – auch, wenn sie nicht out als LSBT*Q auftreten. Oft reicht schon ein „Verdacht“, um Diskriminierung zu erleben. Knapp jede_r zweite befragte LSBT*Q Jugendliche (47%) berichtet in der Onlinebefragung von Diskriminierung im Bildungs- und Arbeitskontext. Welche Erfahrungen diese Jugendlichen machen, zeigt die folgende Abbildung (Abb. 9).

Abb. 9: Diskriminierungserfahrungen in Schule/Ausbildung/Universität/ Arbeitsplatz (Teilnehmer_innen der Onlinebefragung aus NRW; N=565; Mehrfachnennungen möglich)



Quelle: Coming-out in NRW, 2020

Die jungen LSBT*Q Personen erleben am häufigsten, dass sie beschimpft, beleidigt oder lächerlich gemacht werden (61%). Eine Überbetonung der sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Zugehörigkeit, also ein übertriebenes Interesse am Privatleben der jungen Menschen, ist eine weitere negative Erfahrung in jugendspezifischen Kontexten und in der Schule durch Mitschüler_innen (43%). Auch Ausgrenzung, Androhung von Gewalt, körperliche Übergriffe sowie die Zerstörung von Eigentum erleben die jungen Menschen in Bildungs- und Arbeitskontexten mit am häufigsten. Dieser Lebensbereich, und hier insbesondere die allgemeinbildenden Schulen, zeichnen sich durch aktive Abwertung und Übergriffigkeit aus. Teilweise mündet dieses Erleben in einen Dauerzustand.

„Ich glaube auch, dass meine Mitschülerinnen und Mitschüler gemerkt haben, dass irgendwas anders ist oder so, dass das nicht so passt und da hatte ich dann auch sehr massive Probleme mit Mobbing, aber das zog sich so durch die ganze Schulzeit eigentlich hindurch, wurde immer stärker und ja, war echt blöd. […] Das Mobbing war eigentlich total schlimm so, das war in der Schule – in der Klasse hatte ich gar keine Freunde.“

(Romy, 27 Jahre)

Sexuelle und geschlechtliche Vielfalt kommt als Thema im Unterricht kaum vor. Homo- oder Intersexualität wird höchstens in Biologie oder Sexualkunde kurz erwähnt. Allerdings bleibt es meist bei einer Benennung ohne weitergehende Erklärung oder einen Blick auf eine weitere als die rein biologische Ebene. Unabhängig, ob der Schulbesuch der Interviewpartner_innen schon länger vergangen ist oder sie aktuell noch zur Schule gehen, bleiben die Aussagen die gleichen, wie die Antwort auf die Frage nach der Thematisierung von LSBT*Q in der Schule zeigt:

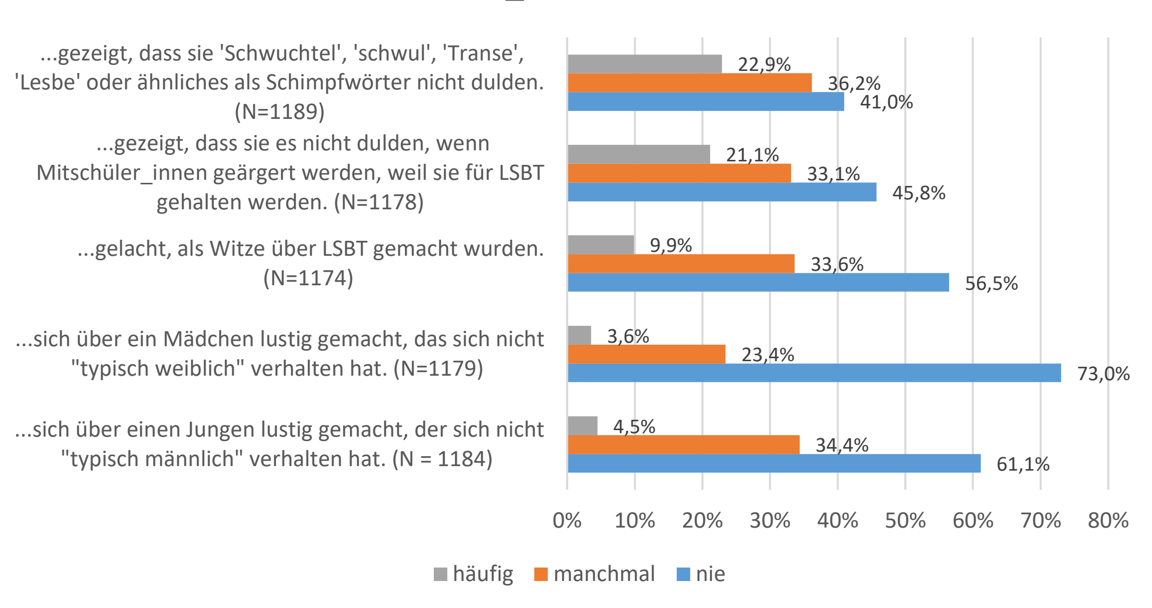
„Nein, eigentlich nicht. Genauso wenig wie in Biologie sowie in Sozialwissenschaften oder auch in jedem anderen Fach. Gut, ok in Geschichte, dass da auch Schwule umgebracht wurden. Natürlich wird sowas auch erwähnt usw. Aber das ist ja nicht das Gleiche. Man spricht ja dann nur von historischen Fakten. So richtig Bildung oder Aufklärung dazu bekommen haben wir nicht."

(Leonid, 18 Jahre)

Wenn das Thema ausführlicher Beachtung fand, dann meist durch Eigeninitiative von Schüler_innen z.B. im Rahmen eines Referates, eines Theaterstückes oder durch die Einladung eines Bildungs- und Antidiskriminierungsprojekts. Generell ist das Thema außer in Form von Schimpfworten und Beleidigungen kaum präsent, sondern unterliegt einer Negierung oder Tabuisierung. Auch offen lebende Lehrkräfte finden sich kaum in den Erzählungen der jungen Menschen. An fast jeder Schule gibt es Gerüchte darüber, dass Lehrer_innen nicht heterosexuell sind. Pädagog_innen, die aufgrund ihrer eigenen Situation als Vorbilder oder Ansprechpersonen für LSBT*Q Jugendliche dienen könnten, finden sich in den Erzählungen der jungen Menschen jedoch nicht. Auch eine Intervention seitens der Lehrkräfte bei Diskriminierung wird selten berichtet. In der Onlinebefragung wird das Verhalten der Lehrkräfte wie folgt beschrieben (Abb. 10).

Abb. 10: Erfahrungen der Teilnehmer_innen der Onlinebefragung aus NRW in der Schule mit Lehrer_innen: Lehrer_innen haben... (Mehrfachnennungen möglich)





Coming-out in NRW, 2020

Mehr als die Hälfte der Jugendlichen und jungen Erwachsenen berichtet in der Onlinebefragung, dass Lehrkräfte in Fällen von Diskriminierungen eingeschritten sind. In 30 bis 40% der Fälle waren Lehrer_innen aber auch selbst an Abwertungen beteiligt.

Wenn Lehrkräfte von LSBT*Q Jugendlichen angesprochen und um Unterstützung gebeten werden, scheinen sie sich in erster Linie überfordert zu fühlen. Nur in einem Interview erfolgte eine positive Reaktion, in mehreren erhielten die Jugendlichen keine Hilfe oder es kam zu verletzenden Situationen. Insbesondere gilt dies für trans* und gender*diverse Jugendliche, die mit der Bitte um die Nutzung des richtigen Namens und Pronomens auftreten und darauf angewiesen sind, dass die verantwortlichen Personen sich unterstützend verhalten. Für einen Interviewpartner war beispielsweise ein Schulwechsel notwendig, weil ein Coming-out an seiner alten Schule nicht möglich war. Negative Erfahrungen, die Angst vor Diskriminierung, die Negierung von LSBT*Q als (Unterrichts-)Thema, ausbleibende unterstützende Interventionen und fehlende Ansprechpersonen machen die Schule zu einem unsicheren Ort für junge LSBT*Q. Ihr Belastungsempfinden ist hier von den drei Kontexten (Familie, Bildungs- und Arbeitsstätten, Freundeskreis) am höchsten. Aus ihrer Sicht verändert sich ihre Situation leicht zum positiven, wenn sie die allgemeinbildende Schule beendet haben und in eine Ausbildung oder ein Studium wechseln. Sie haben dort eher die Möglichkeit, sich mit den Menschen zu umgeben, die sie als positiv und unterstützend erleben.

„Wobei selbst da habe ich mir so ein bisschen meine Nische gesucht, also da sind nicht so viele queere Menschen, aber irgendwie so die Menschen, die halt einfach so

ein bisschen anders denken und auch so ein bisschen kritischer drangehen."

(Caro, 20 Jahre)

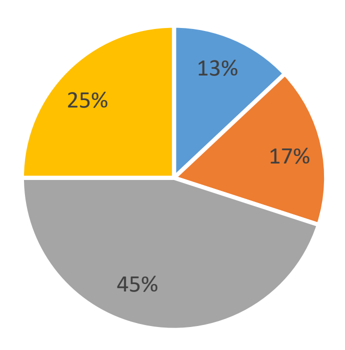
In der Ausbildung, im Studium und in Arbeitskontexten ist der Alltag als LSBT*Q Person etwas entspannter als in der Schule, wenn auch nicht sorgenfrei, was den Umgang mit sexueller und geschlechtlicher Vielfalt angeht.

8.3 Diskriminierende und unterstützende Erfahrungen im Freundeskreis

Der Freundeskreis spielt für viele Heranwachsende eine wesentliche Rolle. Die Bindung zur Familie verändert sich während der Adoleszenz, Orientierungs- und Bezugsrahmen werden zunehmend Gleichaltrige, mit denen die LSBT*Q Jugendlichen ihre Zeit verbringen.

Die Freundeskreise der Teilnehmer_innen der Onlinebefragung setzen sich wie folgt zusammen (Abb. 11).

Abb. 11: Zusammensetzung des Freundeskreises der Teilnehmer_innen der Onlinebefragung aus NRW (N=1.210)



- Mehr als die Hälfte oder ausschließlich LSBT*Q Jugendliche
- Etwa die Hälfte LSBT*Q Juendliche
- Weniger als die Hälfte LSBT*Q Jugendliche
- Keine LSBT*Q Jugendlichen

Quelle: Coming-out in NRW, 2020

Im Großen und Ganzen ist der Freundeskreis ein Lebensbereich, in dem die jungen Menschen viel Unterstützung erfahren. Ein Coming-out wird dort überwiegend positiv bis neutral aufgenommen.

„Dann hab ich mich auch letztendlich irgendwann dazu entschieden, dass Ganze öffentlich zu machen, ich mein, mein Freundeskreis wusste schon Bescheid, es wurde auch gemunkelt. […] Aber es hat jetzt auch keinen groß interessiert. Ich persönlich hab da nie wieder was von mitbekommen. Ich hab nur von engen Freunden von mir

mitbekommen, dass dann viele gesagt haben ‚Oh, find ich cool, dass er sich dazu bekennt'. Und seitdem ist das auch kein Thema mehr."

(Ben, 19 Jahre)

Einige LSBT*Q Jugendliche berichten, dass sich nach ihrem Coming-out z.B. in einem Ehrenamt oder durch den Besuch einer LSBT*Q Jugendgruppe ein neuer, queerer Freundeskreis entwickelt hat. Bei vielen bleiben aber auch „alte" Kontakte und Freundschaften bestehen, bei denen die sexuelle Orientierung bzw. geschlechtliche Zugehörigkeit keine Rolle spielen.

Freundeskreise sind Lebensbereiche, in denen junge LSBT*Q zum Teil das erste Mal das Gefühl erleben, als die Person akzeptiert zu werden, die sie sind und darin bestärkt zu werden, so zu leben, wie es ihrem Erleben entspricht.

„Aber erst tatsächlich als ich diesen Freundeskreis hatte und als die mir gesagt haben ‚Ja, Romy, du bist ein Mädchen, du kannst ruhig so rumlaufen´ […] dann hab ich in meinem Kopf plötzlich oder in meinem Herzen auch, ja besonders in meinem Herzen dieses Selbstbewusstsein gespürt, dass ich sage ‚Och, okay, die sagen ja, dass das okay so ist und die nehmen mich so wie ich bin und das stimmt, ich bin ein Mädchen, also kann ich auch Mädchensachen anziehen´ […] und dann, ab dem Zeitpunkt, hab ich dann auch tatsächlich öffentlich Mädchensachen getragen."

(Romy, 27 Jahre)

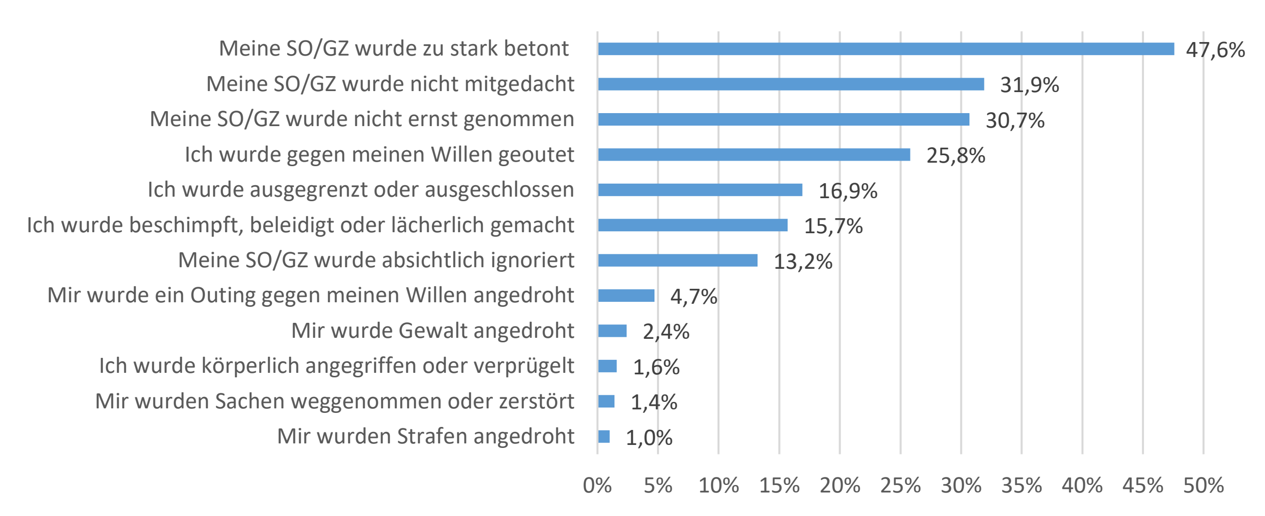
Freundschaften können nach einem Coming-out auch auseinandergehen, allerdings bilden solche Erfahrungen in den Interviews die Ausnahme.

„Im Freundeskreis hat das fast jeder ganz gut aufgenommen. Der eine sehr gut, der andere weniger bis gar nicht gut. Also ich hab´ tatsächlich auch einen Kumpel verloren, weil ich mich mal geoutet hab. Also der wollte dann in der Schule gar nichts mehr von mir wissen."

(Lars, 23 Jahre)

Dennoch ist der Freundeskreis, auch wenn er für viele LSBT*Q Jugendliche mit vielen positiven Erfahrungen verbunden ist, nicht frei von Diskriminierung. 40% der befragten Jugendlichen berichten in der Onlineumfrage davon, dass sie im Freundeskreis auf unterschiedliche Art und Weise diskriminiert wurden. Die folgende Grafik zeigt, welche Erfahrungen diese Jugendlichen gemacht haben (Abb. 12).

Abb. 12: Diskriminierungserfahrungen im Freundeskreis (Teilnehmer_innen der Onlinebefragung aus NRW; N=492; Mehrfachnennungen möglich)



Quelle: Coming-out in NRW, 2020

Wie auch im Kontext Schule sind es alterstypische negative Verhaltensweisen, die die jungen Menschen im Freundeskreis erleben. Beispielsweise wird die sexuelle Orientierung bzw. geschlechtliche Zugehörigkeit zu stark betont, die Wahrung der Privatsphäre ist nicht gegeben, es werden intime Details nachgefragt oder wiederholt und ohne Zusammenhang auf die sexuelle Orientierung bzw. geschlechtliche Zugehörigkeit Bezug genommen. Im Lebensbereich der Freundschaften beschreiben die LSBT*Q Jugendlichen vor allem die Besonderung, also das unnötige und unpassende Hervorheben, Sichtbarmachen und Betonen der sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Zugehörigkeit, als unangenehm bzw. diskriminierend.

Die jungen Menschen sind zudem mit Unwissenheit und Klischees konfrontiert.

„Und dann kommen direkt so Sprüche wie z.B. ‚Ja, wer ist denn die Frau bei euch in der Beziehung?' oder ‚Wer ist der Mann bei euch in der Beziehung?', und das ist halt so der Punkt, wo ich dann auch immer ein bisschen empfindlich werde und sage ‚Okay, wir sind zwei Männer. Es gibt nur zwei Männer'."

(Ben, 19 Jahre)

Auch, dass das Erleben der LSBT*Q Jugendlichen nicht ernst genommen wird, sie ausgegrenzt oder lächerlich gemacht bzw. beschimpft werden wird als negative Erfahrung benannt. Wenn die jungen Menschen die Möglichkeit hatten, sich einen stabilen Freundeskreis aufzubauen, stellt dieser eine tragfähige und positive Basis dar, in dem sie Unterstützung und Anerkennung erfahren.

8.4 Vergleiche der drei Kontexte Familie, Bildungs- und Arbeitsorte und Freundeskreis

Insgesamt haben 72% der jungen Menschen in mindestens einem der drei Kontexte Familie, Bildungs- und Arbeitsorte sowie Freundeskreis Diskriminierung erlebt, 28% der befragten Jugendlichen geben keine Diskriminierung an.

33% der jungen Menschen berichten, dass sie „nur" in einem Bereich negative Erfahrungen gemacht haben, meist in der Familie oder in Bildungs- und Arbeitsstätten. Diskriminierungserfahrungen in zwei Bereichen werden von 22% der Befragten angegeben. Interessant ist, dass hierbei die Kombination aus diskriminierenden Erfahrungen an Bildungs- und Arbeitsstätten sowie im Freundeskreis am häufigsten genannt wird – also zwei Bereiche, die stark von Peers dominiert sind. 18% der LSBT*Q Jugendlichen geben abschließend an, dass sie Diskriminierung in allen drei Kontexten erlebt haben. Hier wird deutlich, wie hoch das Belastungspotential vieler LSBT*Q Jugendlicher sein kann, wenn in elementar wichtigen Lebensbereichen wiederholt Diskriminierungserfahrungen gemacht werden.

Die Teilgruppen unterscheiden sich in ihren Erfahrungen deutlich voneinander: 94% der trans* und gender*diversen jungen Menschen berichten von Diskriminierung. Bei den lesbischen, bisexuell-weiblichen und den orientierungs*diversen Jugendlichen sind es jeweils etwa 75%, die Diskriminierungserfahrungen gemacht haben. Dies trifft auch auf 70% der schwulen und 56% der bisexuell-männlichen Jugendlichen zu. Auch jüngere Jugendliche, Jugendliche und junge Erwachsene mit niedriger bis mittlerer formaler Bildung(saspiration), Migrant_innen der ersten Generation und junge Menschen, die aktuell in einem Dorf oder einer Kleinstadt wohnen, haben in der Tendenz etwas mehr Diskriminierung erlebt.

Ihr äußeres Coming-out bewerten die jungen Menschen in den drei Bereichen als unterschiedlich belastend. In der engeren Familie fällt es ihnen am schwersten, knapp gefolgt von Bildungs- und Arbeitsstätten. Deutlich einfacher verhält es sich im Freundeskreis, auch wenn die größte Sorge der Jugendlichen vor dem Coming-out die Befürchtung ist, Freund_innen zu verlieren. Diese Ergebnisse verweisen nochmal auf den Stellenwert und die Abhängigkeit von den einzelnen Bereichen. Gewinnt der Freundeskreis im Jugendalter zwar an Bedeutung, wird hier das Coming-out als weniger problematisch erlebt – vermutlich deshalb, weil LSBT*Q Jugendlichen sich von dort zurückziehen können, der Freundeskreis sich eher durch einen schleichenden Wandel als durch Brüche verändert und es sich um Beziehungen „auf Augenhöhe" handelt. Demgegenüber sind insbesondere die Familie aber auch Bildungs- und Arbeitsstätten elementare Lebensbereiche mit bestimmten Abhängigkeiten. Dies führt dazu, dass ein Coming-out dort als schwieriger empfunden wird, weil die Gefahr von Verlust umfassender ist.

Für Jugendliche und junge Erwachsene mit hoher formaler Bildung(saspiration) ist das Coming-out in den Bildungs- und Arbeitsstätten einfacher als für Jugendliche und junge Erwachsene mit mittlerer oder niedriger formaler Bildung; dafür erleben erstere das Coming-out in der Familie als schwieriger.

LSBT*Q Jugendliche und junge Erwachsene mit familiärer Migrationsgeschichte erlebten das Coming-out insgesamt etwas schwieriger, insbesondere in der Familie. Dies gilt umso mehr, wenn die Familien aus Ländern kommen, in denen nicht heteronormative Lebensweisen stigmatisiert bzw. kriminalisiert werden.

Mit späterem Alter des ersten Coming-outs wird das Coming-out insgesamt schwieriger bewertet, das Coming-out im Bildungs- und Arbeitsbereich jedoch einfacher – weil es dann meist außerhalb der Pflichtschulzeit stattfindet.

Verschiedene Formen von Diskriminierung scheinen zudem für bestimmte Gruppen von LSBT*Q Jugendlichen „typischer" zu sein als andere:

- Nicht ernst genommen oder absichtlich ignoriert zu werden ist ein Problem, das vor allem trans* und gender*diverse Jugendliche trifft. Die Sexualität junger Cis-Frauen wird ebenfalls häufig nicht ernst genommen, ebenso wie die von orientierungs*diversen Jugendlichen und jungen Erwachsenen.
- Nicht mitgedacht zu werden erleben vor allem trans*, gender*diverse und orientierungs*diverse Jugendliche, d.h. jene, deren Selbstbezeichnungen noch wenig etabliert und bekannt sind.
- Beschimpft, beleidigt und lächerlich gemacht zu werden sowie die Androhung und Erfahrung von körperlicher Gewalt betrifft eher bisexuelle und schwule Cis-Jungen als Mädchen.

Wenn es um die Häufigkeit von Diskriminierung in den drei Kontexten Familie, Bildungs- und Arbeitsstätten und dem Freundeskreis geht, zeigen sich in zwei Bereichen wiederum Unterschiede: In der Schule erleben lesbische, schwule und trans* und gender*diverse Jugendliche öfters Diskriminierung, im Freundeskreis sind es die vorrangig bisexuell-männliche junge Menschen, die davon berichten. Innerhalb der Familien ist die Anzahl von Diskriminierungserfahrungen etwa gleich auf alles Teilgruppen verteilt.

8.5 Diskriminierungserfahrungen in weiteren Lebensbereichen und Mehrfachdiskriminierung

Über die Lebensbereiche Familie, Bildungs- und Arbeitsstätten und Freundeskreis hinaus gibt es noch eine Reihe von weiteren Kontexten, die im Alltag von queeren jungen Menschen eine bedeutsame Rolle spielen.

Im öffentlichen Raum erlebt jede_r zweite Jugendliche (49%) Diskriminierung, wie die Daten der Onlinebefragung zeigen. Auch in den Interviews wird dieses Thema häufig zur Sprache gebracht. Der öffentliche Raum ist ein unvermeidlicher Teil des Alltags junger Menschen. Diskriminierung passiert ihnen dort in den unterschiedlichsten Formen meist durch ihnen unbekannte Personen. In alltäglichen Situationen, in denen sie alleine oder zu mehreren unterwegs sind, können verbale oder körperliche Übergriffe passieren.

„Ich habe das aber auch schon alleine erlebt. Ich würde mich jetzt nicht als tuntig oder so beschreiben, nur mir wurde es auch schon mal hinterhergerufen, also nachts um

drei auf einem Schützenfest, irgendwo auf einmal ‚Ja guck dir doch mal die Schwuchtel an, was macht er hier eigentlich?´ – und ich stand da nur.“

(Ben, 19 Jahre)

„Also, ich fühl mich schon diskriminiert, wenn mich Leute mit meiner Freundin schon komisch angucken. ‚Also, guck' mich doch jetzt nicht so an – du bist doch nicht im Zoo!´ Also, was heißt diskriminiert, aber dann fühl' ich mich schon unwohl auf jeden Fall. Wenn uns irgendwelche Leute auf der Straße anpöbeln deswegen, dann fühl ich mich erst recht unwohl. Und das ist auch auf jeden Fall Diskriminierung.“

(Sonja, 24 Jahre)

Eine Interviewpartnerin berichtet davon, dass sie wiederholt im öffentlichen Raum drangsaliert, beleidigt, gegen ihren Willen fotografiert und körperlich angegriffen wurde.

„Ich würde sagen am häufigsten in der Öffentlichkeit, da wo Menschen mich nicht persönlich kennen, kommt es am häufigsten zu Diskriminierung. Und leider auch zu Ausschreitungen und es ist jetzt immer noch so, dass es oft vorkommt so am Tag, wenn ich ganz normal rausgehe und mit der Bahn fahre. Irgendwo hin fahr, einkaufen gehen oder so.“

(Romy, 27 Jahre)

Diese Beispiele machen deutlich, dass LSBT*Q Jugendliche in alltäglichen Situationen Gefahr laufen, diskriminiert zu werden. Diese Erfahrungen von erlebter und auch antizipierter Diskriminierung haben Auswirkungen auf das Sicherheitsgefühl, das Selbstverständnis, das Auftreten und Erleben von Menschen, die nicht heterosexuell oder cisgeschlechtlich sind. Übergriffe auf LSBT*Q Personen haben bundesweit in den letzten Jahren deutlich zugenommen, die hier beschriebenen Situationen sind keine Einzelfälle. Im öffentlichen Raum hat rund jede_r dritte Jugendliche (35%) zudem sexuelle Belästigung oder Beleidigung erlebt. Das Internet, das während der Zeit des inneren Coming-outs ebenso wie darüber hinaus für viele LSBT*Q Jugendliche eine wichtige Rolle spielt, ist ebenso kein diskriminierungsfreier Raum. 29% der jungen Menschen berichten, dass sie im digitalen Raum Diskriminierung in unterschiedlichen Formen erlebt haben.

Nimmt man alle unterschiedlichen Angaben zu Diskriminierungen zusammen, geben 81% der Jugendlichen und jungen Erwachsenen an, wegen ihrer sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Zugehörigkeit Diskriminierung an irgendeinem Ort und in irgendeiner Form erfahren zu haben.

In einem ergänzenden Teil des Onlinefragebogens gaben rund zwei Drittel der LSBT*Q Jugendlichen an, nicht nur aufgrund ihrer sexuellen Orientierung bzw. geschlechtlichen Zugehörigkeit diskriminiert worden zu sein, sondern auch wegen weiterer Merkmale. Von den jungen Menschen, die über ihre sexuelle Orientierung berichten, vermerken 41%, dass sie Mehrfachdiskriminierung erlebt haben, unter anderem weil sie „nicht typisch weiblich oder männlich“ wirken. Weitere Gründe sind: „Weil ich eine Frau bin“ (10%), „wegen meiner sozialen Herkunft“ (6%), „wegen meiner ethnischen/kulturellen Herkunft“ (6%), „wegen einer Behinderung/Beeinträchtigung“ (3%) oder „wegen meiner Sprache“ (5%). 16% gaben „andere Gründe“ an. Bei den jungen trans* und gender*diversen Menschen gaben 13% an,

wegen ihrer sexuellen Orientierung Diskriminierungserfahrungen gemacht zu haben, 39% „aus einem weiteren anderen Grund“.

Unter den „anderen Gründen“, die zu Diskriminierung geführt haben, nannten die befragten LSBT*Q Jugendlichen vor allem ihr Aussehen und ihr Gewicht. Außerdem wurden Engagement in der Schule, politische Einstellungen, Subkulturzugehörigkeit, eine generelle Außenseiterrolle und spezielle Hobbys als Diskriminierungsanlässe angeführt.

9 Bekanntheit, Nutzung und (Nicht)Nutzungsgründe queerer Jugendarbeit

In NRW hat sich in den letzten Jahr(zehnt)en, insbesondere in den größeren Städten, eine breite Angebotsstruktur von Jugendeinrichtungen und -gruppen entwickelt, die sich mit ihren Freizeit- und Beratungsangeboten dezidiert an LSBT*Q Jugendliche wenden.

Die entsprechenden Angebote sind der überwiegenden Mehrheit der LSBT*Q Jugendlichen bekannt. Die folgende Tabelle (Tab.2) gibt Auskunft darüber, wie viele der Befragten diese Angebote für junge Menschen kennen und in den letzten 12 Monaten genutzt haben.

Tabelle 2: Bekanntheit und Nutzung von Freizeit- und Beratungsangeboten mit und ohne LSBT*Q Bezug (Teilnehmer_innen der Onlinebefragung aus NRW; N=1.216)

	Mit LSBT*Q Bezug		Ohne LSBT*Q Bezug	
	Angebot bekannt	Angebot in den letzten 12 Monaten genutzt	Angebot bekannt	Angebot in den letzten 12 Monaten genutzt
Partys, Bars, Cafes	86,3%	44,0%	96,0%	72,9%
Beratungsstelle	79,0%	9,5%	79,9%	7,2%
Jugendgruppe/-zentrum	81,5%	21,6%	81,9%	11,0%
Internetseiten/soziale Netzwerke	97,5%	78,9%	96,8%	78,5%
Christopher-Street-Day	96,0%	45,1%	*	*

Quelle: Coming-out in NRW, 2020

Den LSBT*Q Jugendlichen sind Angebote mit und ohne LSBT*Q Bezug in etwa gleichermaßen bekannt. Allgemeine Angebote nutzen die jungen Menschen auch deutlich häufiger als spezifische Strukturen. Zu vermuten ist, dass dies zum einen mit einer besseren Verfügbarkeit zusammenhängt und sie zum anderen dort mit Freund_innen hingehen, die selber nicht LSBT*Q sind.

LSBT*Q Jugendgruppen/-zentren besuchen sie wiederum deutlich häufiger als Angebote, die sich allgemein an Jugendliche wenden, nämlich beinahe doppelt so oft.

Interessant sind die Gründe, die die Jugendlichen in der Onlinebefragung für oder gegen eine Nutzung nennen. In der folgenden Tabelle 3 finden sich die Gründe, die gegen die Nutzung eines allgemeinen oder spezifischen Jugendzentrums oder einer Jugendgruppe sprechen.

Tabelle 3: Nicht-Nutzungsgründe von Freizeit- und Beratungsangeboten mit und ohne LSBT*Q Bezug (Teilnehmer_innen der Onlinebefragung aus NRW; N=1.216; Mehrfachnennungen möglich)

	Mit LSBT*Q Bezug	Ohne LSBT*Q Bezug
So ein Angebot gibt es in meiner Nähe nicht	26,9%	10,9%
So ein Angebot entspricht nicht meinem Interesse	44,6%	67,2%
Ich kann mit den Leuten dort nichts anfangen	23,2%	34,5%
Ich bin unsicher, weil ich nicht weiß, was mich dort erwartet	33,3%	16,4%
Das Angebot ist mir zu eng mit der LSBT*-Szene verknüpft	22,7%	*
Ich habe Angst, gesehen zu werden	17,7%	*
Ich glaube, mit meiner sexuellen Orientierung/geschlechtlichen Identität dort nicht hinzupassen	*	12,7%
Kann ich nicht genau sagen	19,3%	16,4%

Quelle: Coming-out in NRW, 2020

Für mehr als ein Viertel der befragten jungen Menschen spricht gegen den Besuch eines LSBT*Q Angebotes, dass es ein solches in ihrer Nähe nicht gibt, was wiederum bei allgemeinen Jugendzentren/-gruppen nur in rund 11% der Fall ist. Das Interesse an einem allgemeinen Jugendzentrum oder einer Jugendgruppe ist deutlich geringer, als an einer LSBT*Q Einrichtung und auch die Annahme einer fehlenden Basis mit den Besucher_innen vor Ort spielt bei allgemeinen Angeboten eine größere Rolle. Auch ist sich rund ein Drittel der Befragten unsicher, weil sie nicht wissen, was sie in einem LSBT*Q Angebot erwartet. Rund 18% haben zudem Angst, bei einem Besuch dort gesehen zu werden und dadurch unfreiwillig geoutet zu werden oder Diskriminierung zu erfahren.

Wenn junge LSBT*Q Jugendfreizeitangebote nutzen, ist es ihnen vor allem wichtig, dort Freund_innen treffen zu können. An LSBT*Q Jugendgruppen ist für sie darüber hinaus relevant, neue Menschen kennen zu lernen und Informationen zum

Thema sexuelle und geschlechtliche Vielfalt zu erhalten. In allgemeinen Jugendgruppen steht zudem der Charakter im Vordergrund, von zuhause weg zu sein und selbst etwas organisieren zu können.

Ein Großteil der Interviewpartner_innen für die Studie „Coming-out in NRW" wurde, anders als die Teilnehmer_innen der quantitativen Stichprobe, über LSBT*Q Jugendzentren/-gruppen angesprochen. Deshalb spielt für die meisten von ihnen ein queeres Jugendangebot eine wichtige Rolle.

Sie haben auf sehr unterschiedlichen Wegen zum ersten Mal von einem LSBT*Q spezifischen Angebot erfahren: Viele haben gezielt im Internet gesucht. Einige haben die Information von Menschen aus ihrem Umfeld bekommen, beispielsweise den Eltern oder einer Ärztin. Wieder andere haben Freund_innen oder Bekannte, die das Jugendzentrum oder die Jugendgruppe kannten und durch die sich der Kontakt ergeben hat. Auch zieht Öffentlichkeitsarbeit wie z.B. die Internetpräsenz einer Einrichtung Jugendliche an. Zudem fühlen Jugendliche sich von bestimmten Angeboten eines Jugendzentrums angesprochen, wie z.B. einem Theaterworkshop, einem Selbstbehauptungskurs, einem (themen)spezifischen Gruppenangebot (z.B. für trans* oder gender*diverse Jugendliche). Schließlich registrieren Jugendliche queeren Angebote, wenn sie sich im öffentlichen Raum bewegen oder sehen einen Infostand in der Stadt und besuchen diese Angebote früher oder später. Einen bestimmten Auslöser oder Zeitpunkt für einen ersten Besuch beschreiben die jungen Menschen nicht.

„Ich hab´ im Internet geguckt, gibt´s in der Stadt so was? Dann bin ich auf das Jugendtreff hier gestoßen. Weil ich dachte, ich kann mich irgendwie nicht, ich fühl mich nicht so ganz am Platz bei meinen Leuten, die sich als cis und als heterosexuell orientieren. Ich hab´ irgendwie das Gefühl, ich fall da ein bisschen raus, irgendwie, ich konnte es nicht ganz festpinnen auf irgendwas, aber ja, hatte da so das Gefühl und dann bin ich eben hier hingekommen und hab mich sofort wohl gefühlt."

(Maxi, 21 Jahre)

In den Interviews der Jugendlichen wird deutlich, was für eine große Herausforderung der erste Besuch mitunter war: Sich zu trauen, dass erste Mal dort hinzugehen, nicht zu wissen, was einen dort erwartet und was passiert, was für Menschen dort anzutreffen sind. Einige der LSBT*Q Jugendlichen berichten davon, dass sie zu einem relativ frühen Zeitpunkt ihres inneren Coming-outs in eine LSBT*Q Jugendgruppe oder in ein LSBT*Q Jugendzentrum gegangen sind. Dies hat sie bei der Orientierung unterstützt, sie haben dort andere queere junge Menschen kennengelernt und Informationen erhalten. Andere haben dieses Angebot zu einem biografisch späteren Zeitpunkt wahrgenommen, wenn sie zum Teil schon in ihrem Umfeld out waren oder wenn sie z.B. nach dem Umzug in eine neue Stadt kamen und andere LSBT*Q Jugendliche kennenlernen wollten.

Viele Interviewpartner_innen betonen, dass queere Einrichtungen für sie geschützte Räume sind, in denen sich LSBT*Q Jugendliche sicher fühlen und zur Ruhe kommen können.

„Das ist hier auch ein Umfeld, was gegen Diskriminierung schützt, weil man kommt hier rein und weiß, egal was für eine sexuelle Identität ich hab´, welche Hautfarbe ich

hab´, ich werde hier angenommen, egal wie ich bin. Und das ist einfach eine Sicherheit, die man hat und man findet Gleichgesinnte, man kann sich austauschen, man lernt Leute kennen, man kann über Sachen sprechen über die man woanders nicht spricht und das find ich eben unglaublich wichtig.“

(Maja, 17 Jahre)

Einige der jungen Menschen besuchen schon relativ lange ein queeres Angebot, andere sind erst seit kurzem dort dabei. Manche beschreiben eine Veränderung, die sie im Laufe der Zeit erlebt haben.

„Vorher war der Jugendtreff halt immer so mein ich würd´ mal sagen „Safe Space“, wo ich immer einmal die Woche hingehen konnte, und dann so erleichtert war, dass ich hier war, weil hier war alles normal. Und draußen war' s halt immer schwierig. Aber mittlerweile ist es so: Ich komme gerne hierher, aber ich hab´ nicht mehr diesen Drang, der mich hier hinzieht, weil ich jetzt einfach draußen auch geoutet bin. Und deshalb draußen auch richtig angesprochen werde und deshalb, mich einfach auch an anderen Stellen wohl fühle. Und nicht nur hier, weil hier das halt alles richtig läuft.“

(Luca, 16 Jahre)

Die Verbundenheit der jungen Menschen zu „ihren“ queeren Jugendangeboten, den anderen Besucher_innen und den Mitarbeiter_innen wurde bei den Interviews sehr deutlich – ebenso wie die beschriebene Sicherheit, der Freiraum und die Chancen, die LSBT*Q Einrichtungen für nicht heterosexuelle und nicht cisgeschlechtliche junge Menschen darstellen.

Wenn in allgemeinen Jugendzentren/-gruppen queere Themen sichtbar werden, können LSBT*Q Jugendliche dadurch ebenfalls Unterstützung erleben.

„Also, wenn ich wirklich an dieses Mädchenzentrum denke, das war jetzt kein queeres, aber da haben queere Menschen gearbeitet. Und, ich habe tatsächlich nochmal Kontakt zu dieser Person aufgenommen und hab gesagt: ‚Ey, das war so cool, was ihr da damals gemacht habt´. Ich habe das damals überhaupt nicht verstanden, aber heute versteh ich das.“

(Caro, 20 Jahre)

Ein queeres Event, das sich nicht dezidiert an junge, sondern an LSBT*Q Personen jeden Alters wendet, ist der Christopher-Street-Day (CSD), der alljährlich in vielen Städten stattfindet. Häufig beteiligen sich LSBT*Q Jugendangebote an den Paraden oder Straßenfesten – zum Zweck der Öffentlichkeitsarbeit ebenso wie aus politischer Motivation und als sozialer Event. Für die Interviewpartner_innen ist das politische Anliegen des CSD sehr wichtig. Viele kritisieren, dass der kommerzielle Partycharakter zu stark im Vordergrund steht.

„Wir haben einfach so viele wichtige Themen, die einfach noch im Argen liegen bei uns. Wir können nicht einfach nur sagen: Wir machen jetzt Party! Party ist auch 'ne schöne Sache, aber ich glaube, das reicht einfach nicht. Und deswegen, also, ich glaub, alle Menschen, die ich kenne aus dem trans* Umfeld sind sehr, sehr auf das Politische auch bedacht.“

(Kristoff, 25 Jahre)

Ein Teil der jungen Menschen geht gerne auf den CSD, andere meiden ihn, weil es ihnen zu voll, zu unpolitisch, zu klischeehaft oder zu öffentlich ist.

10 Zur Situation von trans* und gender*diversen Jugendlichen

Trans* und gender*diverse Jugendliche stehen vor einer Reihe spezifischer Herausforderungen, die der gesellschaftliche, medizinische, rechtliche und politische Umgang mit nicht cisgeschlechtlichen Lebensweisen mit sich bringt. Es gibt heute in Deutschland grundsätzlich eine Vielzahl von Möglichkeiten, die trans* und gender*diverse Menschen in Anspruch nehmen können, um ihr Leben entsprechend ihrer geschlechtlichen Zugehörigkeit zu gestalten. Allerdings sind diese häufig wenig selbstbestimmt, sondern von Vorgaben, Richtlinien und Pflichten gerahmt und finanziell wie zeitlich sehr aufwändig. Zudem sind die verschiedenen Möglichkeiten oft nicht bekannt. Trans* und gender*diverse Jugendliche müssen sich häufig erst Fachwissen erarbeiten: Angefangen mit der Suche nach den passenden Begriffen für ihr Empfinden über Informationen zu medizinischen und rechtlichen Fragen, die meist primär innerhalb der trans* Community weitergegeben werden und an offiziellen Stellen wie Ämtern, Krankenkassen, Kliniken und Schulen fehlen bis hin zu Adressen von kompetenten und trans* freundlichen Ärzt_innen, Therapeut_innen und Einrichtungen. Trans* und gender*diverse Jugendliche müssen Expert_innen in eigener Sache werden, sich informieren, ihre Rechte und Möglichkeiten kennen sowie ihre Interessen vertreten und durchsetzen, was für junge Menschen eine große Herausforderung und teilweise Überforderung darstellt. Unterstützung und Begleitung erhalten sie dabei vor allem innerhalb spezifischer Selbsthilfe- und Beratungskontexte. Es gibt keinen besten oder vorgegebenen Weg für trans* und gender*diverse Jugendliche und ihre Transitionsprozesse. Jede Entscheidung ist individuell und unterliegt den Vorstellungen, dem Erleben und den persönlichen Möglichkeiten der_s einzelnen Jugendlichen. Die verschiedenen Möglichkeiten in geschlechtsangleichenden Prozessen werden entsprechend individuell genutzt und angestrebt, wie die Daten aus der Onlinebefragung zeigen (Tab. 4).

Tabelle 4: Rechtliche oder medizinische Verfahren im Transitionsprozess (Teilnehmer_innen der Onlinebefragung aus NRW; N=62; Angabe in absoluten Zahlen)

	Habe ich abgeschlossen	Ich bin gerade dabei	Habe ich noch vor	Will ich nicht	Kann ich nicht
Amtliche Vornamensänderung	10	8	32	10	1
Amtliche Personenstandsänderung	10	9	30	9	3
Hormonelle Maßnahmen	9	15	25	13	0
Operative Maßnahmen	4	5	36	15	1

Quelle: Coming-out in NRW, 2020

Viele der befragten jungen Menschen befinden sich gerade im Transitionsprozess oder planen bestimmte Maßnahmen für die Zukunft. Insbesondere Namens- und Personenstandsänderungen wurden bzw. werden genutzt. Diese offiziellen Änderungen sind wichtig für viele weitere Schritte, wie z.B. die Korrektur von Zeugnissen oder die passende geschlechtliche Ansprache in alltäglichen Kontexten, z.B. auf Briefen oder Bankkarten. Hormonelle oder operative Maßnahmen haben eine Reihe von Jugendlichen noch vor, etwa halb so viele lehnen diese für sich ab. Hier zeigt sich sehr deutlich, dass Transitionsprozesse individuell sind und keinem einheitlichen Weg zu einem vermeintlichen „Ideal" folgen (müssen).

Die Mehrheit der trans* und gender*diversen Jugendlichen beschreiben den Umgang mit ihnen in Ämtern, Gerichten oder medizinischen Institutionen als eher wertschätzend und freundlich. Für zwei Drittel der jungen Menschen sind die Verfahrensschritte in dem von ihnen gewünschten Transitionsprozess verständlich bzw. eher verständlich. Ebenso berichten viele, dass in diesen Kontexten die für sie passende Anrede verwendet wurde und die Ansprechpersonen angemessen über das Thema informiert waren. Die verpflichtenden psychologischen Begutachtungen erlebten demgegenüber drei Viertel der jungen trans* und gender*diversen Jugendlichen als belastend oder eher belastend. Neben finanziellen und zeitlichen Belastungen sind die bürokratischen Hürden hoch. Zum Teil führen gesetzliche Veränderungen auch zu Unklarheit bzw. Konflikten. Wiederholt wurde in Interviews hierbei das Gesetz zur dritten Option[11] aus dem Jahr 2017 benannt. Dies ermöglicht inter* Personen bzw. deren Angehörige (z.B. Eltern eines neugeborenen Kindes) die neben „weiblich" oder „männlich" ergänzte Option „divers" als Geschlechtseintrag zu nutzen. Die Nutzung dieser Option war vom Gesetzgeber für inter* Personen vorgesehen, nicht aber für trans* und gender*diverse Menschen. Allerdings eröffnetet eine ungenaue Formulierung im Gesetz rechtlich nicht vorgesehene Spielräume.

„Es gab jetzt halt irgendwie dieses Gesetz, mit dem man seinen Namen ändern konnten. Ja, das hab' ich genutzt. […] Weil ich keinen Bock hatte, irgendwie 2.500 € zu zahlen für Leute, die mir dabei zugucken, wie ich meine Shorts ausziehe und 'nen Ball fange. […] Hat alles funktioniert. Und ich krieg' von allen Ecken, tatsächlich von Leuten, die auch trans* sind, zu hören „Ja. Aber das (Anm.: Gesetz zu dritten Option) ist ja streng genommen nicht für uns gedacht." […] Aber, wenn der Rest halt diskriminierend ist und das halt 'ne legale Option ist, dann ist mir das völlig egal […]. Wenn ich das kann, dann mach' ich das!"

(Mascha, 26 Jahre)

Immer wieder erleben die jungen Menschen in den unterschiedlichsten Lebenskontexten Situationen, die Diskriminierungen und Unsicherheiten erzeugen.

11 Personenstandsgesetz (PStG) § 45b Erklärung zur Geschlechtsangabe und Vornamensführung bei Personen mit Varianten der Geschlechtsentwicklung

„Also ich habe versucht, mich an meiner alten Schule zu outen. Ich glaub, unter den Schülern war das so ein offenes Geheimnis. Es wusste jeder, aber es war so eine Halbwahrheit irgendwie und ich habe eben versucht, dann quasi so ein offizielles Coming-out zu starten, eben mit Lehrern und Schulleitung im Hintergrund. Und war eben bei der Schulleitung, die mir das Leben da etwas schwergemacht hat und sich da, meiner Ansicht nach, nicht unterstützend genug gezeigt hat, sodass ich dann auf eine andere Schule gewechselt bin, die deutlich toleranter ist."

(Samuel, 19 Jahre)

Nicht immer sind diskriminierende Vorfälle klar zu benennen oder nachzuweisen. Beispielsweise konnte ein Interviewpartner nicht an einem Schüleraustausch teilnehmen. Ohne dass dies seitens der Schule benannt wurde, hatte er das Gefühl, dass der Umgang mit seiner trans* Biografie dafür ausschlaggebend war. Nach solchen unklaren Erfahrungen ein ungutes Gefühl bleibt.

„Ich habe mich auf sechs Praktika beworben und ich habe einfach nur Absagen bekommen. Also, egal, wo ich mich beworben habe. Es war total egal. Und, ich kann einfach nicht glauben, dass es nicht an dem trans* Thema liegt. Ich glaube, die Leute, die sich das (Anm.: Bewerbungsmaterial) halt angeguckt haben, werden wahrscheinlich nicht sagen, dass es daran liegt. Ich kann mir auch vorstellen, dass es ihnen nicht bewusst ist. Aber was Anderes kann ich mir nicht vorstellen. Einfach, weil das so ein ganz offensichtlicher Bruch ist in meinem Leben."

(Kristoff, 25 Jahre)

Eine Interviewpartnerin berichtet schließlich von einer Vielzahl von Vorfällen, die sie in alltäglichen Situationen, insbesondere auch im öffentlichen Raum erlebt. Unbekannte Personen werden verbal oder körperlich übergriffig, starren sie an oder machen Fotos von ihr. Die Polizei erlebt sie nicht als unterstützend.

„Ehrlich gesagt habe ich mich, nachdem ich die Polizei eingeschaltet habe noch schlechter gefühlt als vorher, weil immer so Sachen kamen, dass sie mich angeguckt haben und gesagt haben ‚Ja, aber wenn Sie sich so anziehen, dann müssen Sie sich auch nicht wundern, dass Sie angegriffen werden'. Wo ich mir so dachte ‚Boah, das ist schon ein hartes Stück, das von jemanden zu hören dessen Beruf es ist, für die Sicherheit von Menschen zu sorgen. Das ist schon arg, wenn dann der Rechtsstaat selbst zum Diskriminierenden wird.' Und dann habe ich auch irgendwann, hab´ ich dann so von Anzeige zu Anzeige wirklich so mein Vertrauen verloren und auch so ein bisschen mein Sicherheitsgefühl."

(Romy, 27 Jahre)

Bei trans* und gender*diversen Jugendlichen wirkt sich der gesellschaftliche Umgang mit geschlechtlicher Vielfalt zum Teil negativ auf deren Bildungsverlauf aus. Es wird immer wieder berichtet, dass sie von klein an in Schulkontexten Mobbing erleben, ihnen im Ausbildungs- oder Arbeitsleben Steine in den Weg gelegt werden oder sie aufgrund von körperlichen oder psychischen Problemen zeitweise nicht in der Lage sind, ihrer Ausbildung oder ihrem Beruf nachzugehen.

Wenn trans* und gender*diverse Jugendliche Menschen in ihrem nahen Umfeld haben, die sie unterstützen und ihnen offen und wertschätzend begegnen, machen sie häufig weniger negative Erfahrungen oder können diese besser verarbeiten. Dies zeigt sich in einer Reihe von Interviews, gerade auch mit jüngeren trans* Jugendli-

chen. An vielen Stellen werden sehr unterstützende und positive Situationen beschrieben, allerdings ist die Gesamtsituation von nicht cisgeschlechtlichen Menschen in vielen Kontexten nach wie vor kompliziert.

11 Zur besonderen Situation in NRW

11.1 Ergebnisse aus der Auswertung der quantitativen Daten

In den quantitativen Daten der Coming-out-Studie, die für die vorliegende Studie sekundäranalytisch genutzt wurden, zeigen sich an einigen Stellen markante Unterschiede zwischen den Ergebnissen für das Land NRW und denen für die restlichen Bundesländer.

Zum einen zeigen die Daten, dass die LSBT*Q Jugendlichen in NRW ihr inneres Coming-out früher haben, als dies im Bundesdurchschnitt der Fall ist. Für die trans* und gender*diversen Jugendlichen gilt dies auch für ihr äußeres Coming-out. Zum anderen wird mit Blick auf die Diskriminierungserfahrungen deutlich, dass mehr LSBT*Q Jugendliche angeben, irgendeine Form von Diskriminierung erlebt zu haben – in NRW belaufen sich die Zahlen auf 81%, im übrigen Bundesgebiet auf 73%. Eine Interpretation dieser Ergebnisse könnte sein, dass die jungen Menschen sensibler für das Thema LSBT*Q sind und deshalb sowohl ein Coming-out früher stattfindet als auch Diskriminierungserfahrungen deutlicher wahrgenommen bzw. als diese benannt werden. Auch bewerten die jungen Menschen in NRW die Reaktionen auf ihr Coming-out insgesamt schlechter, was zu der höheren Belastung durch negative Erfahrungen passt.

Das spezifische Belastungsempfinden der befragten Jugendlichen durch Diskriminierung in Bildungs- und Arbeitsstätten ist ebenfalls höher als im Bundesdurchschnitt und gleicht sich damit in etwa dem Belastungsempfinden in der Familie an, was in der bundesweiten Stichprobe nicht der Fall ist. Die jungen Menschen geben zudem an, dass Lehrkräfte in NRW etwas häufiger in homo- oder trans*feindlichen Situationen eingreifen.

Ein dritter Unterschied zwischen NRW und den übrigen Bundesländern zeichnet sich mit Blick auf Freizeiteinrichtungen ab. Sowohl die LSBT*Q spezifischen als auch die nicht spezifischen Angebote sind etwas bekannter – insbesondere LSBT*Q Jugendzentren/-gruppen kennen rund 10% mehr Jugendliche. Zudem wird in NRW vergleichsweise seltener angegeben, dass es entsprechende Jugendangebote in der Nähe nicht gibt. Dies verweist auf eine im Vergleich zu anderen Bundesländern bessere Angebotsstruktur. LSBT*Q Jugendliche in NRW nutzen zudem etwas häufiger Beratungsstellen mit LSBT*Q Bezug. LSBT*Q Jugendzentren/-gruppen besuchen sie etwa eineinhalb Mal so oft wie LSBT*Q Jugendliche im Bundesvergleich. Diese Ergebnisse weisen insgesamt auf die breitere Angebotsstruktur in NRW hin.

11.2 Ergebnisse aus den qualitativen Interviews

Neben diesen Unterschieden, die aus den quantitativen Daten ermittelt wurden, hatten die LSBT*Q Jugendlichen auch im Rahmen der Interviews die Möglichkeit, ihre

eigene Situation in NRW zu beschreiben und auf mögliche, ihnen bekannte Unterschiede zu anderen Bundesländern einzugehen. Diese Interviews wurden 2019 geführt, also fünf Jahre nach der quantitativen Befragung, weshalb beispielsweise die Eheöffnung, die 2017 beschlossen wurde, erwähnt wird.

Viele der queeren Jugendlichen beurteilen die Situation in NRW als gut bzw. besser als in anderen Bundesländern. Aufgrund der hohen Bevölkerungsdichte sehen sie mehr kulturelle Vielfalt (und damit auch mehr queere Menschen) und durch die Großstädte viel Potenzial für eine queere Subkultur. Daraus ergeben sich zugleich mehr Bedarfe an spezifischen Angeboten, dem in NRW vor allem in großstädtischen Ballungsräumen mit einem guten Angebot von LSBT*Q Jugendzentren/-gruppen begegnet wird. Diese Angebote sind ihrer Einschätzung nach oftmals gut erreichbar, und tragen – ebenso wie die vielen Veranstaltungen zum CSD und eine breite Öffentlichkeitsarbeit von Institutionen, Parteien und Verbänden – zu einer guten Sichtbarkeit von LSBT*Q Themen bei. Im Gegensatz zu anderen Bundesländern haben junge LSBT*Q Personen in großstädtischen Ballungsgebieten die Auswahl zwischen verschiedenen LSBT*Q spezifischen Jugendangeboten. Gelobt werden auch Strukturen wie Fachstellen und Dachverbände sowie darüber koordinierte Projekte, wie z.B. Bildungs- und Antidiskriminierungsprojekts.

„Das ist eben ein Netzwerk, das ist quasi das Dach für verschiedene Organisationen, die sich mit dem Thema befassen und da ist auch unser Projekt dabei, da sind auch ganz viele Beratungsstellen dabei oder auch Aidshilfen und das find ich halt ganz toll, dass es das gibt und ich weiß halt eben nicht, ob es das in anderen Bundesländern auch gibt. Aber ich schätze mal, nicht in allen. Und das find ich eben so besonders, weil dadurch viel Kontakt und Vernetzung zustande kommt. Und ja ich glaube, wir haben auch relativ viele CSDs, die in verschiedenen Städten veranstaltet werden. […] Ich glaube, wir haben da schon einen kleinen Vorsprung vor anderen, also vor anderen Teilen von Deutschland, weil die Präsenz eben durch die Öffentlichkeitsarbeit, die hier gemacht wird, auch viel größer ist als woanders."

(Maja, 17 Jahre)

Die jungen Menschen beschreiben auch, dass die Situation zwischen großstädtischen Ballungsgebieten und ländlich geprägten Regionen eine deutlich unterschiedliche ist. Zum einen, weil in ländlicheren Regionen Angebotsstrukturen schlicht nicht vorhanden sind, zum anderen weil sie die Offenheit gegenüber sexueller und geschlechtlicher Vielfalt als geringer beurteilen. Ein Interviewpartner äußerte bei der Frage nach Spezifika in NRW spontan „Wir haben Köln", was die besondere und zentrale Rolle der Stadt hervorhebt, gleichzeitig allerdings deutlich macht, dass dies die schillernde Ausnahme und nicht die Regel bzw. das Maß der Dinge für das (Er)Leben von queeren Menschen in NRW darstellt. Ihre überwiegend positive Situation in NRW führen die Jugendlichen auch auf ihre Einschätzung zurück, dass in anderen Bundesländern Religiosität einen deutlich höheren Stellenwert habe und die Bevölkerung konservativer bzw. in Teilen politisch antiliberaler sei, wodurch queere Menschen in ihrem Leben stärker eingeschränkt bzw. bedroht würden.

„Ich glaub' in NRW lesbisch zu sein ist besser als in Sachsen und auch besser als in Bayern und auch besser als in Baden-Württemberg. Und auch besser als in Sachsen-Anhalt oder Thüringen. Also, ich glaub, wir sind noch richtig gut dran. Auf jeden Fall. Weil' s in Sachsen auch so viele Nazis gibt und dann bist du halt noch mehr am Arsch.

Also, dann bist du nicht nur am Arsch, weil manche Leute ungebildet sind und homophob, sondern weil dann Leute wirklich was gegen dich haben und dich vielleicht wirklich verprügeln."

(Sonja, 24 Jahre)

Kritisiert wird, dass in NRW trotz des hohen Bedarfes insbesondere im trans* Bereich wenige hauptamtliche Stellen vorhanden sind, sondern viele LSBT*Q Angebote über ehrenamtliches Engagement abgedeckt werden (müssen).

Im internationalen Vergleich schätzen die Interviewpartner_innen die Situation von LSBT*Q Personen in Deutschland als relativ gut ein. Als sehr positives Ereignis heben sie die Öffnung der Ehe in Deutschland hervor. Kritisch sehen sie, dass die Sicherheit von queeren Menschen im Alltag nicht gegeben ist und sie sich in der Öffentlichkeit nicht sicher fühlen, wenn sie z.B. Hand-in-Hand unterwegs sind oder ihr Erscheinungsbild nicht den gesellschaftlichen Erwartungen entspricht. Sie befürchten oder konstatieren einen gesellschaftlichen und politischen Backlash bzw. Rechtsruck und eine damit einhergehende, zunehmende Gewalt gegen LSBT*Q Personen. In alltäglichen Situationen kritisieren die jungen Menschen zu wenig Sichtbarkeit, zu wenig Selbstverständnis und zu wenig Sensibilität bezüglich sexueller und geschlechtlicher Vielfalt in der Mehrheitsgesellschaft und insbesondere in der Schule.

Zudem sehen sie durchaus Potential zur Verbesserung, was sich insbesondere auf die Situation von (jungen) trans* und gender*diversen Personen bezieht. Hier benennen sie notwendige gesetzliche Reformen:

„Ich glaube, dass ist ein riesengroßes Thema und ich glaube, es gibt ja auch etliche statistische Erhebungen, zu Zahlen zu Übergriffen auf trans* Personen, auf lesbische Personen und so weiter und sofort. Gibt es ja alles, aber ich glaube ehrlich gesagt, dass diese Zahlen überhaupt nicht stimmen können, ich glaube, dass es eine riesige Dunkelziffer gibt in diesem Bereich, weil ganz, ganz viele Menschen, insbesondere je jünger sie sind und je weniger Erfahrung sie damit haben und je weniger Rückhalt sie auch haben von der Gesellschaft, die ihnen auch symbolisieren ‚Ja, hör mal da hat dich jemand angegriffen, das ist nicht okay so und du bist nicht schuld', das ist ganz wichtig, weil vielen Leuten aus dem Bereich wird auch vermittelt, dass die da selbst schuld wären, weil sie anders sind."

(Romy, 27 Jahre)

12 Wünsche der Jugendlichen bezogen auf die gesellschaftlichen Verhältnisse

Im Rahmen von qualitativen Interviews bietet sich die Möglichkeit, dass die jungen Menschen berichten, welche Perspektiven sie für ihre Zukunft haben.

Auf der einen Seite sprechen sie hierbei von persönlichen Wünschen wie einem guten Abschluss ihrer Schullaufbahn, dem Aufbau von Freundschaften und Beziehungen oder körperlichen Veränderungen wie z.B. das herbeigesehnte Bartwachstum eines jungen trans* Mannes. Auf der anderen Seite wenden sie ihren Blick auch auf aktuelle gesellschaftliche Bedingungen und formulieren ihre Hoffnung auf Veränderung auf verschiedenen Ebenen.

Insbesondere die Situation von trans* Jugendlichen und Erwachsenen wird wiederholt thematisiert und zwar nicht nur von trans* und gender*diversen Jugendlichen selbst, sondern auch von jungen Lesben, Schwulen, Bisexuellen und orientierungs*diversen Jugendlichen. Sie betonen, dass Informationen zu nicht cisgeschlechtlichen Lebensweisen besser zugänglich sein müssen und es professionelle und ausreichend finanzierte Beratungsstellen braucht, um Ehrenamt zu ergänzen, zu begleiten und zu entlasten. Ein weiterer Punkt bezieht sich auf die Situation von trans* Personen und Gesetzen, die ihr Leben reglementieren. Die Änderung von Namen und Personenstand sowie der Zugang zu Hormonen sollte für sie einfacher sein, damit trans* und gender*diverse Menschen selbstbestimmter leben können.

Kritisiert wird im rechtlichen Kontext auch die Ungleichbehandlung von gleichgeschlechtlichen, verheirateten Paaren, die nicht – wie heterosexuelle, verheiratete Paare – von Geburt an beide als Eltern ihres Kindes eingetragen werden, sondern das zeitaufwändigen Verfahren der Stiefkindadoption durchlaufen müssen. Auch sog. Konversionstherapien12 werden kritisiert.

Im Bereich der Bildung wünschen sich die jungen Menschen, dass es mehr Aufklärung über und Sichtbarkeit von sexueller und geschlechtlicher Vielfalt an Bildungs- und Arbeitsstätten, insbesondere in den Schulen gibt. Dazu zählt, dass Lehrkräfte Informationen an ihre Schüler_innen geben und Vielfalt als Thema verbindlich im Lehrplan verankert sein soll. Um Wissen und eine spätere Wissensweitergabe zu ermöglichen, sollte sexuelle und geschlechtliche Vielfalt aus ihrer Sicht in die Ausbildung von z.B. Lehrer_innen, Pädagog_innen und Ärzt_innen integriert werden.

12 Seit Mitte 2020 sind mit dem „Gesetz zum Schutz vor Konversionsbehandlungen" „medizinische und andere Interventionen, die darauf gerichtet sind, die sexuelle Orientierung oder die selbstempfundene geschlechtliche Identität einer Person gezielt zu verändern oder zu unterdrücken (sog. Konversionstherapien) und das Werben hierfür [verboten] (BMG, o.A.)

Bezogen auf Jugendangebote formulierten die Interviewpartner_innen den Wunsch nach mehr LSBT*Q spezifischen Unterstützungsangeboten und einem einfacheren Zugang zu LSBT*Q freundlichen Therapeut_innen. Die Finanzierung von LSBT*Q Angeboten sollte langfristig gesichert sein und auch neue Angebotsformen wie spezifische LSBT*Q Wohneinrichtungen sollten gefördert werden, beispielsweise für queere Jugendliche, die aufgrund von Konflikten nicht in ihren Familien bleiben können.

Gesellschaftliche Veränderungen hin zu mehr Toleranz und weg von zunehmender Gewalt, Diskriminierung und Anfeindungen nennen die jungen Lesben, Schwulen, Bisexuellen, trans* und gender*diversen Jugendlichen häufig. Mehr Gleichheit und Gerechtigkeit, sowie die Auflösung von Kategorien und die Infragestellung von heteronormativen Strukturen seien hierfür nötig, damit jeder Mensch ohne Angst in seiner Einzigartigkeit existieren kann. LSBT*Q Lebensweisen sollten dadurch selbstverständlicher werden.

„Ich würde versuchen, wie auch immer, dafür zu sorgen, dass „anders sein", wenn man es so definieren möchte, normaler wird und generell versucht wird, die Gesellschaft, wie sie jetzt ist, vielleicht ein bisschen mehr zusammen zu rücken. Weil jetzt gerade irgendwie auch so eine kleine Spaltung stattfindet, rechtspopulistische Meinungen zum Teil auch wieder ganz groß werden und, wie ich das ja vorhin schon mal sagte, mit Verschwörungstheorien und so weiter, dass man da auch ein bisschen guckt, was möchte die Bevölkerung eigentlich und [...] versucht, in Teilen, alle ein bisschen mehr wieder zusammen zu bringen. Dass dieses ganze ‚Ja okay, diese Person ist anders, deswegen verhält sie sich jetzt so und so. Diese Person ist anders, deswegen möchte ich jetzt mit der nichts machen.', dass das aufhört. Das wäre, glaub ich, ganz schön, wenn das passieren würde."

(Ben, 19 Jahre)

„Also es gäbe (Anm.: in meiner idealen Welt) keine Diskriminierung mehr, egal in welcher Hinsicht. Von gar keinen Menschengruppen. Alle würden gleichbehandelt werden, alle hätten die selben Chancen, alle würden Unterstützung bekommen, in den Sachen, in den sie Unterstützung brauchen. Niemand würde dafür irgendwie komisch angeguckt oder ausgelacht werden, wenn er eben anders ist als alle anderen. Es ist alles divers, also es gibt nicht nur Schulbücher, wo Frauen, Männer und Kinder zusammen sind, sondern wo auch zwei Frauen zusammen sind, wo vielleicht auch Menschen mit Behinderung zu sehen sind, also eben, dass das alles darauf ausgerichtet ist, eben auf Diversität, also in allen Bereichen des Lebens, egal ob es jetzt Schulbücher sind, ob es jetzt Kinofilme sind, ob es Bücher sind, Medien, egal was und ähm ja. [...] Also, dass, dass quasi jeder Mensch frei leben kann, unabhängig davon, welche Identität er hat und dass sich niemand darum sorgen muss für irgendeine persönliche Einstellung oder persönliche Identität ausgegrenzt zu werden.

(Maja, 17 Jahre)

„Ich würde vor allem, einerseits erstmal in der Bildung viel ändern, in Schulen, aber auch in Studiengängen, d.h. bei der Ausbildung von Lehrkräften, bei Ausbildung von Ärzt_innen, bei der Ausbildung von Menschen, die in Behörden arbeiten, dass dort einfach aufgeklärt wird und irgendwie gezeigt wird so ‚Das ist das. Das ist trans. Das ist queer. Wie gehe ich jetzt menschenfreundlich mit diesen Menschen um'. Und zweitens würde ich sagen, einfach viel mehr Unterstützungsangebote schaffen, also dafür zu sorgen, dass es mehr spezialisierte Zentren gibt, dass es mehr Psychiater_innen gibt, die sich damit beschäftigen. Dass verschärfter darauf geachtet wird, dass niemand aufgrund seiner sexuellen Orientierung oder Geschlechtsidentität irgendwie aus dem

Job fliegen kann, solche Geschichten. Dass genau darauf geachtet wird, wenn eben queere Jugendliche ich sag mal, in schädlichen Familienverhältnissen leben, dass die eine Möglichkeit haben, dem irgendwie zu entkommen."

(Samuel, 19 Jahre)

Auch der Wunsch nach „Normalität" im Sinne von Selbstverständlichkeit wird wiederholt von den Interviewten benannt, allerdings eher für gleichgeschlechtliche Beziehungen bzw. nicht heterosexuelle Orientierungen. Im Kontext von trans* und gender*diversen Lebensrealitäten ist „Normalität" bzw. Selbstverständlichkeit noch zu wenig vorstellbar, weshalb es für Jugendliche in diesem Kontext in erster Linie um eine Verbesserung der Situation geht, die mit mehr Selbstbestimmung und Informationsweitergabe, sowohl an trans* und gender*diverse Menschen als auch die Mehrheitsgesellschaft verbunden ist.

13 Handlungsempfehlungen und Handlungsfelder

Auf Basis der wissenschaftlichen Ergebnisse sollen im folgenden fünf Handlungsfelder beschrieben werden, die zu einer positiven Weiterentwicklung der Lebenssituationen von LSBT*Q Jugendlichen in NRW beitragen können.

(1) LSBT*Q spezifische Angebote und Strukturen – Begonnene Anstrengungen fortsetzen, Strukturen erhalten und digitale Angebote ausbauen

Aufgabe der Kinder- und Jugendhilfe ist es, die Bedarfe von allen Kindern und Jugendlichen in den Blick zu nehmen. NRW hat im Vergleich zu allen anderen Bundesländern mit Abstand die meisten LSBT*Q Jugendgruppen und -zentren und bietet damit eine relativ gut ausgebaute Struktur, insbesondere was große Städte bzw. städtische Ballungsgebiete betrifft. Für LSBT*Q Jugendliche sind entsprechende Anlaufstellen wichtige Ressourcen, die sie in ihrer Freizeit nutzen (Krell/Oldemeier 2018). LSBT*Q Jugendliche beschreiben queere Jugendangebote als geschützte Räume, in denen sie ihre sexuelle Orientierung bzw. geschlechtliche Zugehörigkeit als verbindenden und nicht als trennenden Faktor erleben (ebd.). Sie lernen dort andere LSBT*Q Personen kennen, können sich austauschen, Informationen bekommen und sich jugendtypisch ausprobieren. Zudem haben sie insbesondere in den Jugendzentren erwachsene Ansprechpersonen, die zugleich als Rollenmodelle erlebt werden (ebd.). Die Finanzierung der Angebote braucht dafür eine langfristige Sicherung bzw. einen Ausbau, damit eine psychosoziale Versorgung und Unterstützung von LSBT*Q Jugendlichen flächendeckend gewährleistet werden kann. In den ländlichen Gebieten, in denen es wenige bis keine LSBT*Q spezifischen Angebote gibt, ist es umso wichtiger, vorhandene Jugendangebote wie Jugendzentren aber auch (Sport-)Vereine oder Jugendgruppen für das Thema sexuelle und geschlechtliche Vielfalt zu sensibilisieren. Hierzu gehört, die Mitarbeiter_innen zu interessieren und fortzubilden, damit sie Wissen erlangen, um die Jugendlichen, mit denen sie in den unterschiedlichen Kontexten arbeiten, bestmöglich begleiten zu können (Krell/Oldemeier 2017).

In NRW gibt es zahlreiche Initiativen, die sich auf unterschiedliche Weise mit sexueller und geschlechtlicher Vielfalt befassen. Viele von ihnen sind vernetzt, in politischen Kontexten zum Thema LSBT*Q aktiv und betreiben auf verschiedenen Wegen Öffentlichkeitsarbeit:

- Koordinationsstellen und übergeordnete Landesverbände erfüllen administrative und organisatorische Aufgaben und bieten die Möglichkeit der Vernetzung.
- LSBT*Q Freizeit- und Beratungsangebote bieten geschützte Räume und leisten wertvolle pädagogische Arbeit für die Jugendlichen, zum Teil auch für deren Freund_innen und Familienmitglieder.
- Bildungs- und Antidiskriminierungsprojekte bringen das Thema sexuelle und geschlechtliche Vielfalt in den Unterricht und in die Institution Schule ein.

Es gilt diese Strukturen auszubauen und begonnene Anstrengungen fortzusetzen, um die Situation von LSBT*Q Jugendlichen in NRW weiter zu verbessern und zu

einer größeren Offenheit gegenüber sexueller und geschlechtlicher Vielfalt in der Gesellschaft beizutragen. Hierfür sind vor allem eine langfristige Bereitstellung von finanziellen, personellen und räumlichen Ressourcen sowie zugewandte und interessierte Ansprechpersonen in politischen Kontexten notwendig. Inwieweit andere Bereiche der Kinder- und Jugendhilfe sich mit dem Thema sexuelle und geschlechtliche Vielfalt befassen und offen für die Belange von LSBT*Q Jugendlichen sind, lässt sich aus den Ergebnissen dieser Studie nicht ableiten. Es ist jedoch davon auszugehen, dass insbesondere – wie im gesamten Bundesgebiet – im Bereich der stationären Kinder- und Jugendhilfe Lücken bestehen (vgl. Pröpper 2020).

Digitale Netzwerke und Öffentlichkeiten sind ein elementarer Teil der Lebenswelt von LSBT*Q Jugendlichen. Derartige Angebote bestehen derzeit auf regionaler wie nationaler Ebene und bieten Informationen über lokale Angebote und stellen Vernetzungsmöglichkeiten und jugendliche Schonräume dar. Diese Netzwerke haben sich bisher vor allem für schwule und bisexuelle (cisgeschlechtliche) Jungen etabliert. Entsprechende Angebote für lesbische und bisexuelle junge Frauen und Mädchen fehlen noch weitestgehend – für trans* und gender*diverse Jugendliche bestehen sie vor allem informell. Die Einrichtung und professionelle Begleitung von Strukturen kann hier Austausch und Kontakt ermöglichen sowie Zugänge zu Informationen und Beratung vereinfachen.

Insbesondere fehlen verlässliche Quellen für Sachinformationen und Wissensvermittlung zu sexueller Orientierung und geschlechtlicher Zugehörigkeit. Die Aufbereitung, Sicherung, Bewertung und Verteilung von extern generierten Inhalten (etwa von bestehenden jugendlich gestalteten Webangeboten auf Youtube, Instagram oder durch Jugendformate der öffentlich-rechtlichen Medien wie z.B. funk) hat das Potential, das Vertrauen der Jugendlichen zu diesen Inhalten zu verbessern.

(2) Familien im Umgang mit sexueller und geschlechtlicher Vielfalt stärken und unterstützen

Obwohl viele LSBT*Q Jugendliche zu Hause in einem offenen und positiven Umfeld aufwachsen, sind Diskriminierung und fehlende Unterstützung im familiären Umfeld für einen nicht geringen Teil von LSBT*Q Jugendlichen Realität. In einem für sie wichtigen Lebensbereich erfahren sie Zurückweisung, Negierung oder Ablehnung. Es kommt zu Konflikten, Verletzungen und Brüchen, wenn Eltern, Geschwister oder weitere Familienmitglieder nicht adäquat mit Veränderungen, Situationen oder Anforderungen, die sich durch die sexuelle Orientierung bzw. geschlechtliche Zugehörigkeit des jungen Menschen ergeben, umgehen können. Eine unterstützende Familie ist jedoch einer der einflussreichsten Faktoren, wenn es um die psychische Gesundheit und die Prävention von Suiziden von queeren jungen Menschen geht, die im Vergleich zu ihren heterosexuellen, cisgeschlechtlichen Peers ein deutlich höheres Suizidrisiko haben (Plöderl, 2016a). Jugendliche haben in ihren Familien oft Ansprechpersonen, nicht nur in allgemeinen Fragen der Lebensgestaltung, sondern auch, wenn sie aufgrund bestimmter Merkmale wie z.B. ihrer Hautfarbe, ihrer ethnischen Herkunft oder ihrer Religion Diskriminierung erleben. Meist gibt es mindestens ein weiteres Familienmitglied, mit dem sie dieses Stigma teilen. Diese Person hat ggf. ebenfalls negative Erfahrungen gemacht, kann die Situation damit nachfühlen und ist ansprechbar. LSBT*Q Jugendliche sind hingegen meist die einzigen in ihrer Familie, die nicht heterosexuell oder cisgeschlechtlich sind. Sie

bleiben mit ihren Gedanken und Erfahrungen alleine. Gleichzeitig erleben sie Hilflosigkeit bzw. Diskriminierung als Reaktion auf ihre sexuelle Orientierung bzw. geschlechtliche Zugehörigkeit innerhalb ihrer Familie.

„[…] in contrast with other vulnerable youth groups such as minority ethnic youth who generally do not face problems of racism and religious intolerance within their own families, `for gays and lesbians abuse often begins at home`"

(ILGA-Europe 2006, S. 7)

Um entsprechende Situationen zu vermeiden gilt es, Familien im Umgang mit sexueller und geschlechtlicher Vielfalt zu unterstützen. Neben der Bekanntmachung spezifischer LSBT*Q Anlaufstellen wäre es auch wünschenswert, dass allgemeine Beratungsstellen ihre Anstrengungen verstärken, sexuelle und geschlechtliche Vielfalt verstärkt in den Blick zu nehmen sowie Mitarbeitende zu sensibilisieren und fortzubilden, damit das Thema in ihre Beratungsarbeit einfließen kann.

(3) Sexuelle und geschlechtliche Vielfalt systematisch in den Schulalltag integrieren

Nach wie vor sind (Aus-)Bildungs- und Arbeitsorte – und hier insbesondere die allgemeinbildenden Schulen – Kontexte, an denen junge Menschen, deren (vermeintliche) sexuelle Orientierung bzw. geschlechtliche Zugehörigkeit nicht heteronormativen Erwartungen entspricht, Diskriminierung erfahren (Krell/Oldemeier 2017; Klocke 2016). Schul- und Ausbildungsverläufe von LSBT*Q Jugendlichen sind mitunter von individuellen (Um)Wegen gekennzeichnet, die mit dem gesellschaftlichen Umgang von sexueller Orientierung und geschlechtlicher Vielfalt im Zusammenhang stehen (Krell 2020).

Sexuelle und geschlechtliche Vielfalt wird im Unterricht und im Schulalltag bislang häufig ausgeblendet (Bittner 2011) oder in negativer Form, beispielsweise als Beleidigung oder Grund für Mobbing sichtbar (Klocke 2016). Eine selbstverständliche Mitbenennung alternativer sexueller oder geschlechtlicher Lebensweisen, die eine positive Identifikation unterstützt und eine offene Haltung der Schule bzw. Lehrkräfte signalisiert, findet selten statt (Klocke et. al 2020).

Das Land NRW engagiert sich durch die Förderung von Bildungs- und Antidiskriminierungsprojekten dafür, das Thema sexuelle und geschlechtliche Vielfalt sichtbar zu machen und ermöglicht Schüler_innen, sich mit Fragen und Vorannahmen auseinanderzusetzten. Ebenso eröffnet die Präsenz von LSBT*Q Lehrkräften mit eigenen biografischen Erfahrungen einen Zugang zum Thema. Entsprechende Projekte sind bisher oftmals eher lokal und eher in Einzelfällen tätig. Für eine effektive Wirkung und flächendeckende Verbreiterung sind sie auf kontinuierliche und nachhaltige Kooperationen an Schulen angewiesen. Dazu bedarf es finanzieller Mittel und Personen, die diese Aufgabe – über ehrenamtliche Tätigkeiten hinaus – übernehmen. Darüber hinaus gilt es das Querschnittsthema sexueller und geschlechtlicher Vielfalt in allen Unterrichtsfächern, Schulbüchern und Schulen selbstverständlich umzusetzen. Ansprechpersonen, die bei Fragen zu LSBT*Q zur Verfügung stehen, sowie die Gründung Gay-Straight-Alliances als individuelle Schulprojekte tragen ebenso zu einem offenen und wertschätzenden Schulklima bei wie eine Schulordnung, die Diskriminierung wegen der sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen

Zugehörigkeit in gleicher Weise sanktioniert, wie rassistisches, sexistisches oder antisemitisches Verhalten.

(4) Vulnerable Gruppen berücksichtigen und Mehrfachdiskriminierung adressieren

Die Ergebnisse der vorliegenden Studie zeigen, dass die Situation für LSBT*Q Jugendlichen insgesamt nicht einfach ist. Insbesondere für trans* und gender*diverse junge Menschen muss die Lage als herausfordernd bis schwierig beschrieben werden. Verschiedene internationale Studien zeigen, dass die Suizidalität von nicht cisgeschlechtlichen jungen Menschen hoch ist: Beispielsweise gaben mehr als die Hälfte der befragten trans* und gender*diversen Jugendlichen in einer aktuellen Studie aus den USA an, dass sie innerhalb der letzten zwölf Monate ernsthaft über Suizid nachgedacht haben, 21% haben versucht, sich in diesem Zeitraum das Leben zu nehmen (The Trevor Project 2020.). Ihr Anteil an den jungen LSBT*Q Jugendlichen, die depressives und selbstverletzendes Verhalten zeigen, ist ebenfalls hoch (ebd.). Eine Metaanalyse internationaler Studien weist darauf hin, dass sich die psychische Situation von nicht cisgeschlechtlichen Menschen verbessert, wenn sie die Möglichkeit haben, rechtliche und medizinische Maßnahmen selbstbestimmt in Anspruch zu nehmen (Plöderl, 2016b). Verschiedene weitere Faktoren wie beispielsweise Anerkennung und Unterstützung aus dem familiären und sozialen Umfeld oder die Zugehörigkeit zur LSBT*Q Gemeinschaft sind hilfreich für junge trans* und gender*diverse Jugendliche (vgl. Prasse 2020).

In der vorliegenden Studie zur Situation von LSBT*Q Jugendlichen in NRW zeigt sich zudem, dass junge Menschen aus ländlichen Regionen, LSBT*Q Jugendliche mit niedriger formaler Bildung, bisexuelle junge Männer[13] und junge Menschen, die nach Deutschland migriert sind, stärker belastet erscheinen. Zudem werden geschlechtsspezifische Aspekte von Diskriminierungserfahrungen deutlich: Cisgeschlechtliche schwule und bisexuelle Jungen erfahren eher körperliche Gewalt und entsprechende Drohungen, cisgeschlechtliche lesbische und bisexuelle Mädchen werden eher in ihrer sexuellen Orientierung nicht ernst genommen. Trans* und gender*diverse Jugendliche und insbesondere trans* Mädchen und Frauen erleben die meisten Abwertungen und sind dadurch auch am stärksten belastet. Die spezifische Ausblendung und mehrfache Abwertung von Bisexualität sowohl in als auch außerhalb von LSBT*Q Kontexten (Ritter 2020) zeigt sich schließlich auch in den Daten

13 Die Position männlicher Bisexualität ist mehrdeutig und kompliziert. Gerade jungen männlichen Bisexuellen wird zugesprochen, nicht zu einem ‚eigentlichen' Schwul-Sein stehen zu können – statistisch finden auch eher Übergänge eines Outings von der Selbstbeschreibung ‚bisexuell' zu ‚schwul' statt (weiterführend siehe Abschnitt 6.3). Gleichzeitig wird das sexuelle (und romantische) Interesse an verschieden geschlechtlichen Partner*innen sowohl in homo- als auch in heterosexuellen Kontexten abgewertet und geleugnet (Ritter 2020). Diese Infragestellungen und teilweise stattfindenden Übergangsprozesse erklären die Zurückhaltung in Bezug auf ein äußeres Coming-out. Antizipierter Stress und Unsicherheit scheinen hier die Möglichkeiten einzuschränken, die eigene sexuelle Orientierung zu thematisieren.

zu den Abwertungserfahrungen. Zusammen mit der Abwertung wegen ihrer sexuellen Orientierung bzw. geschlechtlichen Zugehörigkeit erlebt ein Teil der jungen Menschen auch Mehrfachdiskriminierung, die sich vielfach mit dem für das Jugendalter zentralen Thema „body shaming“ verknüpft.

Die Situation dieser vulnerablen Gruppen sollte die Kinder- und Jugendhilfe verstärkt in den Blick zu nehmen und Angebote an sie adressieren. LSBT*Q Jugendliche, die mehrfach marginalisiert sind, haben spezielle Bedarfe. Dies gilt zum einen in ihrer Rolle innerhalb der Mehrheitsgesellschaft, wo ihre sexuelle Orientierung bzw. geschlechtliche Zugehörigkeit nur eins von vielen Themen sein kann.

„Ich muss dazusagen, ich komm' aus 'nem sozialen Brennpunkt, wir hatten andere Probleme, als wer mit wem fi***. Also, wir hatten eher so, keine Ahnung. Keiner hatte Geld. Keiner hatte irgendwas. Das war jetzt nicht so, dass das irgendjemanden interessiert hätte. Also ehrlich nicht. Weil – du hast halt im Brennpunkt andere Probleme.“

(Sonja, 24 Jahre)

Zum anderen gilt dies auch für LSBT*Q Kontexte, die mitunter keine diskriminierungsfreien Räume sind. Menschen sind auch hier aufgrund ihrer sozialen oder ethnischen Herkunft, ihres äußeren Erscheinungsbildes, ihrer geschlechtlichen Zugehörigkeit bzw. sexuellen Orientierung sowie körperlicher wie psychischer Gegebenheiten teilweise nicht gewünscht und werden ausgeschlossen. Anerkennung, Offenheit und Inklusion von Vielfalt in all ihren Facetten ist nicht nur ein Thema für die Mehrheitsgesellschaft, sondern in vielen Bereichen auch für die LSBT*Q Community. Kampagnen, die diese Themen aufgreifen (etwa die „Ich weiß was ich tue“-Kampagne der Aids-Hilfen), richten sich bisher fast ausschließlich an Erwachsene.

(5) Gesellschaftlich für sexuelle und geschlechtliche Vielfalt sensibilisieren

Trotz der „Ehe für Alle“ und der dritten Option in der Geburtsurkunde wird sexueller und geschlechtlicher Vielfalt noch zu häufig mit Vorurteilen, Ablehnung oder Unsicherheit begegnet. Ist eine Selbstbezeichnung als schwul oder lesbisch heute nicht mehr allzu unerwartet, rufen andere, uneindeutige oder wechselnde Selbstverortungen weiterhin Irritationen, Abwehr und Unverständnis hervor. Coming-out in diesem Sinne zu pluralisieren bedeutet dreierlei. Erstens ist Coming-out nicht als Pflicht oder Notwendigkeit, sondern als Möglichkeit darzustellen. Nicht in allen Kontexten und unter allen Bedingungen ist ein Coming-out gewollt oder sinnvoll – es muss die freie Entscheidung der Jugendlichen bleiben, ein Coming-out anzustreben oder auch nicht. Zweitens braucht es eine Offenheit für mehrere Coming-outs und sich wandelnde Identifikationen. Veränderung und Weiterentwicklung sind Charakteristika des Jugendalters. Diese Möglichkeiten braucht es auch in Bezug auf sexuelle Orientierung und geschlechtliche Zugehörigkeit. Drittens sind die (sich) neu entwickelnden Begriffe und Konzepte zu berücksichtigen, die vor allem von jungen Menschen als erstes adaptiert werden. Dies gilt insbesondere für den Wunsch nach uneindeutigen und dritten Positionen von pansexuellen, genderqueeren oder agender Jugendlichen. Derartige Prozesse der Anerkennung finden sich teilweise schon in sozialarbeiterischer Praxis (Schirmer 2017). Materialien, Strukturen und die Außendarstellung von Einrichtungen und Angeboten, die sich an

LSBT*Q Jugendliche richten, bedürfen dahingehend oftmals einer Weiterentwicklung.

Nicht zuletzt ist vor diesem Hintergrund auch die allgemeine Öffentlichkeit zu adressieren. Um zu einer Entdramatisierung beizutragen, bedarf es zum einen einer größeren Selbstverständlichkeit bezüglich sexueller und geschlechtlicher Vielfalt. Wenn das Thema auf verschiedenen Ebenen sichtbar wird und Menschen sensibilisiert und informiert werden, kann dies zu einer Verbesserung der Situation von LSBT*Q Jugendlichen beitragen. Wichtig ist dies insbesondere, da aktuell Übergriffe auf LSBT*Q Personen zunehmen, Forderungen nach „traditionellen" Geschlechterrollen und Familienbildern wieder lauter werden und eine Reihe von Initiativen und Personen daran arbeiten, Vielfalt zu verhindern (Schmincke 2017).

Eine solche Wissensvermittlung kann auf verschiedenen Ebenen ansetzen: Über Kampagnen und Öffentlichkeitsarbeit unterschiedlicher Akteur_innen, über die Fortbildung von Fachkräften, die mit Kindern, Jugendlichen und Familien arbeiten (z.B. Lehrkräfte, Pädagog_innen, Mediziner_innen, Psycholog_innen, Berater_innen) und über eine selbstverständliche und unaufgeregte Darstellung von LSBT*Q Personen und Lebensweisen in den Medien.

14 Literatur

Bittner, Melanie (2011). Geschlechterkonstruktionen und die Darstellung von Lesben, Schwulen, Bisexuellen, Trans* und Inter* (LSBTI) in Schulbüchern. Eine gleichstellungsorientierte Analyse mit einer Materialsammlung für die Unterrichtspraxis. Frankfurt am Main.

Bochow, Michael/Lenuweit, Stefanie/Sekuler, Todd/Schmidt Axel J. (2011): Schwule Männer und HIV/AIDS: Lebensstile, Sex, Schutz- und Risikoverhalten 2010. Berlin.

Brodersen, Folke (2018): Gestalt(ung) des Coming-out. Lesbische und schwule Jugendliche und junge Erwachsene in der Ökonomie der Sichtbarkeit. In: Gender - Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft, 3-2018, S. 85-100. Opladen.

Brodersen, Folke/Krell, Claudia (2020): Geschlechtsidentität und Vielfalt. Verfügbar unter: https://www.jugendschutz-niedersachsen.de/sexuelle-gesundheit/geschlechtsidentitaet-und-vielfalt/

Brodersen Folke/Oldemeier Kerstin (2017): Coming-out. Verfügbar unter: https://gender-glossar.de/c/item/79-coming-out.

Bundesministerium für Gesundheit (o.A.): Es ist ok, so wie du bist. – Therapien zur „Heilung“ von Homosexualität sollen künftig verboten werden. https://www.bundesgesundheitsministerium.de/konversionstherapienverbot.html

Dalia (2016): Counting the LGBT population: 6% of Europeans identify as LGBT. Berlin. https://daliaresearch.com/blog/counting-the-lgbt-population-6-of-europeans-identify-as-lgbt/ (07.04.2020).

Fairyington, Steph (2016): Has A Post-"LGBT" Era Arrived? In: Elle, 02.03.2016, https://www.elle.com/life-love/sex-relationships/news/a34537/do-we-still-need-lgbt-labels/ (16.04.2020).

Flick, Uwe. (2009). Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. Reinbek.

Herzog, Katie (2020): More and More People Identify as “Queer”, in: The Stranger, 19.02.2020, https://www.thestranger.com/slog/2020/02/19/42900057/more-and-more-people-identify-as-queer (14.04.2020).

Hopf, Christel (1995): Familie und Rechtsextremismus: familiale Sozialisation und rechtsextreme Orientierungen junger Männer. Weinheim: Juventa.

ILGA-Europe/IGLYO (2006): Social exclusion of young lesbian, gay, bisexual and transgender (LGBT) people in Europe. Brüssel.

ILGA World: Chiam Zhan/Duffy,Sandra/González Gil, Matilda/Goodwin, Lara/ Timothy Mpemba Patel, Nigel (2020): Trans Legal Mapping Report 2019: Recognition before the law. Geneva.

ILGA World: Ramon Mendos, Lucas (2019). State-Sponsored Homophobia 2019: Global Legislation Overview Update. Geneva.

Kleiner, Bettina (2015): subjekt bildung heteronormativität. Rekonstruktion schulischer Differenzerfahrungen lesbischer, schwuler, bisexueller und Trans*Jugendlicher (Studien zu Differenz, Bildung und Kultur, Bd. 1). Opladen.

Klocke, Ulrich/Salden, Ska/Watzlawik, Meike (2020): Lsbti* Jugendliche in Berlin – Wie nehmen pädagogische Fachkräfte ihre Situation wahr und was bewegt sie zum Handeln? Berlin.

Klocke, Ulrich (2016): Homophobie und Transphobie in Schulen und Jugendeinrichtungen: Was können pädagogische Fachkräfte tun? Berlin.

Krell, Claudia (2020): Erfahrungen von lesbischen, schwulen, bisexuellen, trans* und queeren Jugendlichen in der beruflichen Bildung. München.

Krell, Claudia/Oldemeier, Kerstin (2018): Queere Freizeit. Inklusions- und Exklusionserfahrungen von lesbischen, schwulen, bisexuellen, trans* und *diversen Jugendlichen und jungen Erwachsenen in Freizeit und Sport. München.

Krell, Claudia/Oldemeier, Kerstin (2017): Coming-out – und dann…?! Coming-out-Verläufe und Diskriminierungserfahrungen von lesbischen, schwulen, bisexuellen, trans* und queeren Jugendlichen und jungen Erwachsenen in Deutschland. Opladen.

Krell, Claudia/Oldemeier, Kerstin (2015): Coming-out – und dann…?!: Ein DJI-Forschungsprojekt zur Lebenssituation von lesbischen, schwulen, bisexuellen und trans* Jugendlichen und jungen Erwachsenen. München.

LAG Lesben in NRW (2019): Die Fibel der kleinen Unterschiede. 10. aktualisierte und überarbeitete Auflage. Düsseldorf.

LaSala, Michael C. (2015): Is it OK NOT to Come Out?: For LGBT Youth, Staying in the Closet is Sometimes the Smart Choice, in: Psychology Today (13.07.2015).

Myers, Alex (2018): Why We Need More Queer Identity Labels, Not Fewer, in: Slate, 16.01.2018, https://slate.com/human-interest/2018/01/lgbtq-people-need-more-labels-not-fewer.html (17.04.2020).

Pew Research Center (2013): A survey of LGBT Americans: Attitudes, Experiences and Values in Changing Times. Washington. https://www.pewsocialtrends.org/2013/06/13/a-survey-of-lgbt-americans/ (07.04.2020)

Plöderl, Martin (2016a): Out in der Schule? Bullying und Suizidrisiko bei LGBTI Jugendlichen. In: Suizidprophylaxe 43, Heft 1, S. 6–13.

Plöderl, Martin (2016b): LSBTI und psychische Gesundheit: Fakten und Erklärungsmodelle. Psychotherapie-Wissenschaft. Band 6, Nr. 2, S. 140 - 151.

Prasse, Moritz (2020): Suizidalität von trans*-Jugendlichen und die Verantwortung von Fachkräften in der Jugendhilfe. In: Speck, Karsten/Wulf, Carmen/Schiebel, Martina/Lüers, Astrid/Langerfeldt, Alexander (Hrsg.): Unsere Jugend, 7+8, S. 313 - 319.

Pröpper, Stefan Maria (2020): Queere Jugendhilfe. Ausgangslage, Bedürfnisse und sozialpädagogische Begleitung junger Menschen in der Identitätsenwicklung. In: Speck, Karsten/Wulf, Carmen/Schiebel, Martina/Lüers, Astrid/Langerfeldt, Alexander (Hrsg.): Unsere Jugend, 7+8, S. 299 - 305.

Projekt 100% Mensch: https://100mensch.de/lexikon/heteronormativitaet (23.9.2020).

Ritter, Kim (2020): Jenseits der Monosexualität. Selbstetikettierung und Anerkennungskonflikte bisexueller Menschen. Gießen: psychosozial Verlag.

Ryan, Caitlin/Russell, Stephen T./Huebner, David/Diaz, Rafael/Sanchez, Jorge (2010): Family Acceptance in Adolescence and the Health of LGBT Young Adults. In: Journal of Child and Adolescent Psychiatric Nursing, 23. Jg., H. 4, S. 205–213.

Schirmer, Uta (2017): Zwischen Ausblendung und Sozialpädagogisierung? Dilemmata bei der Konstruktion von LSBT*-Jugendlichen als Zielgruppe Sozialer Arbeit. Diskurs Kindheits- und Jugendforschung / Discourse. Journal of Childhood and Adolescence Research, 12(2), 177-189.

Schmincke, Imke (2017). Vielfalt war gestern? Familienbilder und sexuelle Identität im gesellschaftlichen Diskurs. Verfügbar unter: http://www.lsvd-blog.de/wp-content/uploads/2017/05/2017_05_12-Vielfalt-war-gestern_Familienbilder-und-sexuelle-Identit%C3%A4t-im-aktuellen-Vortrag-Imke-Schmincke-Fachtag-Regenbogenfamilien.pdf (27.11.2017).

The Trevor Projekt (2020): National Survey on LGBTQ Youth Mental Health 2020. https://www.thetrevorproject.org/survey-2020/

Watzlawik, Meike (2004): Uferlos? Jugendliche erleben sexuelle Orientierung. Aachen: Jugendnetzwerk Lambda NRW.

15 Abbildungs- und Tabellenverzeichnis